

Nachrichten

DER GIESSENER HOCHSCHUL- GESELLSCHAFT

Neunter Band · Erstes Heft

I N H A L T

Die Anredeform · Von Otto Behaghel * Frau und Mann
in der Sprache · Von Alfred Götze * Die rheinfränkische
Sprachlandschaft · Von Fritz Stroh * Hundert Jahre
Gießener Forstinstitut · Von Karl Vanselow * Ludwig
Thudichum · Von Karl Sudhoff * Carl Vogts Enthebung
von seiner Gießener Professur 1849 · Von Georg Lehnert

1 9 3 2

VERLAG VON ALFRED TOPELMANN
IN GIESSEN



Nachrichten
der
Gießener Hochschulgesellschaft

Neunter Band · Erstes Heft

1932

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Brühl'sche Universitäts-Buch- und Steindruckerei, R. Lange in Gießen.

Die Anredeform.

Von Otto Behaghel.

Die Anredeform oder — wie die Schulgrammatik sie von alters her auf „gut Deutsch“ benennt — der Vokativ, sie ist seit Urzeiten ein seltsamer Gesell. Sie hat von Anfang an dieselbe Gestalt wie die Befehlsform. Lateinisch *coque* kann ebensowohl heißen „o Koch!“ als auch „koche!“ und es ist nicht ausgeschlossen, daß diese beiden Anreden ursprünglich ein und dasselbe waren: die Anrede „o Koch“ war ziemlich das Nämliche wie die Aufforderung zu kochen; denn wozu sonst brauchte man den Koch anzureden? Der Vokativ hat also keine Gestalt, die ihn für eine einzige bestimmte Aufgabe kennzeichnete. Die Sprachlehre hat aber den Landstreicher dann doch eingefangen und ihn den Kasus des Hauptworts beigelegt; die Schule lehrt von jeher die Folge: Nominativ — Genitiv — Dativ — Akkusativ — Vokativ. Aber eigentlich hat er gar kein Recht auf den Platz in dieser Genossenschaft. Genitiv, Dativ, Akkusativ sind mehr oder weniger notwendige Ergänzungen für andere Wortarten; der Nominativ bezeichnet den Träger der Handlung. Aber der Vokativ tut nichts, und es wird nichts mit ihm getan. Er ist eben kein einfaches Wort, sondern ein ganzer Satz, ein Überbleibsel aus jener Kinderzeit der Sprache, wo eine einzige Lautgruppe eine ganze Reihe von Vorstellungen zum Ausdruck bringen konnte. Sein eigentlicher Platz ist also unter den Sätzen. Aber auch hier hat er eine Besonderheit: er tritt nicht gern allein auf, sondern zumeist in Gemeinschaft mit andern Sätzen. Man wird also fragen: geht er diesen andern voraus, folgt er ihnen nach oder schiebt er sich zwischen ihre Teile? In den Grammatiken der deutschen Sprache oder bei ihren gelehrten Erforschern sucht man ziemlich vergeblich nach Auskunft über diese Fragen. Vor einem halben Jahrhundert hat ein Vertreter der indogermanischen Sprachwissenschaft, Julius Jolly in Würzburg, den Satz ausgesprochen, daß, abgesehen von bestimmten Ausnahmen, der Vokativ im Anfang des Satzes stehe. Ungefähr umgekehrt wird ein Schuh drauß. Von alters

her entbehrt der ohne weitere Ergänzung auftretende Vokativ des eigenen Tones und bedarf der Anlehnung an ein vorausgehendes volltoniges Wort, steht also gerade nicht am Eingang des Satzes. Und diese Tonlosigkeit hat ihren guten Grund: der Vokativ ist kein besonders wichtiger Teil der Rede; ob er dasteht oder nicht, ist vielfach ziemlich gleichgültig.

Ich möchte hier an einem Stück von Schillers Räubern, der zweiten Szene des zweiten Akts, zeigen, wie sich die Sache in der Rede des 18. Jahrhunderts gestalten kann. Dort begegnet der Vokativ im ganzen 33mal. Darunter sind 23 Fälle, wo der Vokativ nicht im Satzbeginn steht, und zwar erscheint er fünfmal im Satzinnern: 59, 7 so komme mir zu Hülffe, Jammer und du, Reue; 62, 17 gute Nacht, Hermann! wenn er ihn findet; 62, 25 ich selbst, Hermann, werde tiefgebückt vor seiner Thürschwelle; 63, 1 auch dich, mein lieber Hermann, wird er seine Geißel fühlen lassen; 74, 19 du mußt bei mir bleiben, Geliebte meines Karls, wenn ich sterbe; also viermal ohne, zweimal mit Beigabe. Er steht am Satzende: für sich allein 64, 12 du gefällst mir, Hermann — nimm diesen Beutel, Hermann; 60, 16 wirklich, Hermann? 61, 25 das mußt du um alle Welt nicht thun, Hermann; 63, 8 höre dann, Hermann; 65, 11 merkst du, Amalia; 65, 12 du da, Amalia; 69, 9 sieh mich nicht an, Amalia; 70, 18 was habt ihr gemacht, Vater; 71, 17 warum habt ihr auch das gemacht, Junker; in Verbindung mit mein: 65, 20 nein, meine Tochter; 65, 24 kennst du dieses Bild, meine Tochter; 67, 7 ein schönes Lied, meine Tochter; ebenso 72, 16; 75, 10; 75, 1 tritt her, mein Sohn; in Verbindung mit Beiwörtern herkömmlicher Art: 60, 14 das ist ja mein eigener Wunsch, gnädiger Herr; 64, 9 die Erndte ist dein, lieber Hermann; 65, 6 seht auf, lieber Greis; 71, 16 lebt wohl, alter Herr: das sind zusammen 18 Stellen. Also bis jetzt lauter Fälle, wo der Vokativ ohne jede Bewegung, ohne jede innerliche Betonung ausgesprochen wird, außer allenfalls: Geliebte meines Karls. Dazu kommen dann nur zwei Stellen, wo der Vokativ Ausdruck der Erregung, des lebhaften Anteils ist: 74, 4 nicht also, jammervoller Greis, und 74, 24 willkommen, du markloses Alter.

Ganz anders nun liegen die Dinge in den zehn Fällen des am Eingang stehenden Vokativs. Hier handelt es sich fast immer um solche, die einer starken Bewegtheit Ausdruck verleihen: 64, 19 weißlockiges Haupt, dir kann ich nicht zürnen; 65, 9 garstiger Franz, willst du ihn auch meinen Träumen entreißen? 65, 19 Vater meines Karls! ich

verzeihe euch; 65, 21 armes Mädchen! ich brachte dich um die Freuden deiner Jugend; 66, 2 oh meine Tochter! Eure Liebe machte mich so glücklich; 73, 2 Amalia, Bote des Himmels! Kommst du, meine Seele zu lösen? Besonders deutlich wird die Stärke der Bewegung, wenn die Anrede wiederholt wird: 72, 17 Franz, Franz! gib mir meinen Sohn wieder; 73, 7 Scheusal! Scheusal! schaff mir meinen Sohn wieder. Einmal muß der Vokativ der Unterscheidung dienen: 72, 6 Franz, verlaß meine Amalia nicht — Amalia! deinen Eid zerbrach der allgewaltige Tod, und ein einzigesmal steht eines der hergebrachten Adjektive beim Vokativ: 68, 18 gnädiger Herr! laßt es einen armen Mann nicht entgelten.

Es ergibt sich also folgender Satzbestand: der Vokativ steht im Innern oder am Ende des Satzes, wenn er nur der einfachen ruhigen Namensnennung dient; er steht am Satzeingang, wenn die Notwendigkeit der Unterscheidung es verlangt oder wenn eine seelische Bewegung, eine Erregung sich im Vokativ niederschlägt. Das ist ja überhaupt vielfach die Aufgabe des Satzeingangs, daß er Erregungsvorstellungen eine Stätte bietet, die möglichst rasch nach Verkörperung drängen. Wenn es so aussieht, als ob die Vokative des Eingangs längere Satzglieder darstellten, als die im Innern oder am Ende des Satzes, so ist das nur eine Folgeerscheinung: gerade die Beigaben des im Eingang stehenden Vokativs sind es, die ihm das Kennzeichen der verstärkten Empfindung verleihen.

Frau und Mann in der Sprache.

Von Alfred Göke.

Man mag sonst über die Frauenfrage denken wie man will — in einem Punkt muß jeder zugeben, daß den Frauen durch die geltende Sitte schweres Unrecht geschieht: in der Sprache. Das Eigentümliche ist aber, daß sich die Frauen über dieses Unrecht nie zu beschweren pflegen, während sie doch sonst schnell bei der Hand sind mit Klagen über Mißstände, deren Anerkennung man, d. h. in diesem Falle wirklich der böse Mann als Gegenpartei, sich sehr viel leichter entziehen kann, als den sprachlichen Beschwerden. Ja, in Sprache und Syntax sind die Frauen fröhlich selbst dabei, wenn es gilt, dem eigenen Geschlecht Unrecht zu tun. Bei Pamphilus Gengenbach 1518 (in Karl Goedekes Ausgabe S. 317) klagt die doch immer weiblich vorgestellte Germania: „Vor Zeitrn war ich stark und mannhaft“. „Das übermannet mich so“, sagt Gretchen im Faust, oder in Ferdinand Raimunds „Barometermacher auf der Zauberinsel“ (Glossys Ausg. 1, 16) kündigt die Feenkönigin an: „Wenn du den Weibern ihre Schönheit attaquierst, so wehren sie sich bis auf den letzten Mann“. Hero in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ klagt:

Du weißt, mein Ohm, wir sind nicht immer Herr
Von Stimmungen, die kommen, wandeln, gehn.

Frauen sind es, die hier von sich sprechen, und doch nehmen sie den Ausdruck von Herr und Mann. Die Verfechter des anderen Standpunkts könnten hier vielleicht einwenden: Nein, nicht Frauen sprechen hier, sondern schnöde Männer selbstsucht ist es, die sie so zu sprechen zwingt. Gengenbach läßt Germania, Goethe läßt Gretchen, Grillparzer Hero, Raimund die Feenkönigin männlich verfälscht reden. Aber es lassen sich sofort Fälle zeigen, wo ein solcher Einwand nicht stichhält. Ricarda Huch muß im Großen Krieg 2 (1912) 418 von einer ihrer Gestalten sagen: „Als ein Feigling sei sie davongelaufen“. Die Damenmannschaft, die im Ruderwettkampf ihre Kräfte mißt, hat sich diesen Namen selbst beigelegt. Die Frauenrechtlerin selbst

sagt von sich, sie sei Herr ihrer Entschlüsse, nicht Dame, Frau oder Weib. Die Eisenbahnverwaltung mag noch so viel weibliche Beamte beschäftigen, jede Aufschrift in ihrem Betrieb mag von Frauen aufgesetzt sein — es wird dennoch immer nur Bahnwagen für Nichtraucher geben, und die so viel zahlreicheren Nichtraucherinnen werden die mit schnöder Einseitigkeit benannten Abteile mit oder ohne Zähneknirschen mit benutzen müssen. Wenn die Schauspielerin die Theaterzettel selbst verfaßte, könnte sie doch nur schreiben: „Fräulein Hoffmann als Gast“, in der Kritik könnte die Sängerin selbst sich auch nur als einen Alt, einen Sopran bezeichnen. Ein Frauenverein kann sich wohl eine Vorsitzende und eine Schriftführerin wählen, aber statt zum Schatzmeister oder Kassenwart muß er schon zum Fremdwort, der Kassiererin, greifen, und auch im Gebiet des Fremdworts griffe er fehl, wenn er statt des Portiers eine Portière in seine Dienste stellte. Und wie wollen sich Frauen anders ausdrücken als: „Die Bemannung dieser Boote besteht ausschließlich aus Frauen und Mädchen“? Ja, selbst ins Tierreich hinüber greift das sprachliche Unrecht: die Kuh muß den Ochsen anstieren.

Völlig unbefangen nehmen die Frauen am Sprachgebrauch der Männer teil im Gebiet der Redensarten und des geflügelten Wortes: ein ganzer Mann, ein ganzer Kerl — hier ist zur Not noch das weibliche Gegenstück denkbar. Aber gegenüber „er steht seinen Mann“ kann man nicht einmal von Klara Zetkin sagen: „Sie steht ihre Frau“. Friedrich von Logau scheint derartiges empfunden und in einem seiner Sinngedichte als Paradoxon gebildet zu haben:

Stintia wehrt ihrer Ehren; wer ihr was wil muthen an,

Er der muß es schwer entgelten, sie erzeigt sich als ein Mann. Aber seit den Tagen des alten Epigrammatikers ist derartiges hundertfach in gedankenlosen Sprachgebrauch übergeführt. „Drei Mann hoch“ heißt das Kinderspiel, auch wenn nur Mädchen im Ring stehen. Das Sprichwort „Ein Mann ein Wort“ läßt sich in gleicher Kürze nicht ins Feminin übersetzen, und auch das geflügelte Wort sorgt für die Männer weit besser, als für die Frauen: „ein Mann nach dem Herzen Gottes“, „der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt“ — was kann solchen Worten von der andern Seite gegenübergestellt werden? Männlich und mannhaft ist ohne weiteres ein Lob, weibisch und frauenzimmerhaft ein Tadel. Vom alten Adam spricht man stets, von der alten Eva nie, und doch hätte es die Mutter des Menschengeschlechts durch ihren hervorragenden Anteil am Sündenfall viel eher verdient,

sprachlich verewigt zu werden, als sein Vater. Wir würden der Frau auch gerade in diesem Fall das immerhin zweifelhafte Denkmal ihrer Tat gern gönnen, im ganzen bleibt aber doch ein ganz zweifelloses Plus auf der Männerseite und ein völlig ungerechtes Minus bei den Frauen. Man sieht — und das ist der ernsthafteste, sprachgeschichtliche Gewinn aus all den lustigen Beobachtungen, die sich ins Heitere wie ins Ernste noch weit fortspinnen ließen — daß hier jahrtausendlang vorwiegend Männer am Werk gewesen sind, daß die Sprache gerade in ihrer bildsamen Zeit ganz ausschließlich von Männern geformt worden ist und daß diese die Zeit bemußt haben, sich gründlich in Vorteil zu setzen.

Was dergestalt in der Wortlehre jeden Augenblick überraschend und belustigend zu Tage tritt, beherrscht die Lehre vom grammatischen Geschlecht auch syntaktisch. Es heißt „ich gehe zu Peters“ oder noch deutlicher in alemannischer Mundart „i gang zues Petersch“. Peters ist dabei Gen. Mask., also steht die ganze Fügung sahelliptisch für ursprüngliches „ich gehe zu Peters Hause, zu Peters Angehörigen“. Der Gen. Mask. bleibt stehen, auch wenn eine Familie Peter etwa nur aus einer Witwe und ihren Töchtern bestehen sollte. In dem Satz von einfachster Bauart „ich gehe zu Hettler“ ist Hettler stets als Mann gedacht. Will man zur Geltung bringen, daß eine Frau das Geschäft leitet, so muß man das sprachlich besonders ausdrücken: „Ich gehe zu Rosa Eckerle“, „zur Eckerle“, während sich das Maskulin ganz selbstverständlich der einfachsten Ausdrucksweise erfreut. So ist es auch fern vom Geschäftsleben. Es ist erlaubt, schlechtweg zu sagen „bei Schiller steht“, weil Schiller ein Mann ist, dagegen verbietet es sich, zu sagen „bei Droste, bei Ebner steht“, wenn man die Dichterinnen Annette von Droste-Hülshoff, Marie von Ebner-Eschenbach meint. „Die Dissertation von Krug“ meint einen, nicht eine Krug. Man spricht von Bismarck, von Wagner, von Wolfram schlechtweg, aber man muß von der Bergner, der Selma Lagerlöf, von Frau Prasch reden, wenn man sich denkbar kurz ausdrücken will. Kurz, überall ist der nächste Weg, die gerade Linie, nur für Männer gangbar, die Frau mag freundlichst einen Umweg gehen. Darin liegt aber die weitere gröbliche Unterstellung, die Frau werde nur ausnahmsweise diese gedanklichen Wege sprachlich betreten, und dem sprachlichen Verkehr sei darum am besten gedient, wenn man die Benutzung ohne Umstände dem Manne vorbehält.

Ein Mädchen kann ein Lustikus genannt werden oder ein Springinsfeld, Guckindiewelt, Tunichtgut. Gottfried Keller sagt in Pantraz

dem Schmoller von einer seiner Frauengestalten: „So ward es einem sogleich heimatlich und wohl zu Mute in ihrer Nähe; man dachte unverweilt, diese wäre der wahre Jakob unter den Weibern und keine bessere gäbe es in der Welt“. Mit Lustika, Springinsfeldin, Jakobine wäre wenigstens das grobe formale Unrecht abgestellt. Wer freilich tiefer blickt, muß in der ganzen Motion ein Unrecht gegen die Frau erkennen. Denn ihrem Wesen nach geht sie vom Maskulin aus: Herr, Freund, Hund sind ursprünglich, Herrin, Freundin, Hündin abgeleitet. Selbst bei einem so ausgesprochen weiblichen Beruf wie dem der Köchin geht die Benennung vom Mann aus. Damit aber haben die Maskuline in aller Wortbildung einen großen Vorsprung: weitere Ableitungen, herrlich und Herrlichkeit, freundlich und Freundschaft, hündisch und hundeeelend sind beim Maskulin möglich, nicht so beim Feminin. So hat es auch schon Jacob Grimm empfunden, dem sich (Dt. Gramm. 3, 313) aus solchen Beobachtungen ergibt, daß sich das Maskulin als das lebendigste, kräftigste und ursprünglichste unter allen Geschlechtern darstellt. Immerhin: soweit moviert wird, geschieht mindestens etwa für die Frauen, und gelegentlich geht die Motion doch auch vom Feminin aus, so bei Witwe, Kaze, Ente, Gans, die ursprünglich sind gegenüber den abgeleiteten Witwer, Kazer, Enterich und Gänserich. Hier erscheint im Haushalt der Sprache doch auch einmal das Maskulin als Nebensache. Aber man kann die Fälle dieser Art an den Fingern einer Hand aufzählen, sie werden mehr als aufgewogen durch die Masse derer, wo nicht einmal moviert wird: in Gast und Nichtraucher war uns derartiges schon vorhin begegnet. Darüber hinaus unterbleibt Motion auch oft, wo sie formell recht wohl möglich wäre, namentlich aber steht Maskulin stets dann, wenn der Ausdruck Männer und Frauen zugleich begreift. In die Hörerliste müssen sich auch die Hörerinnen eintragen, auf Schülerkarten fahren auch Schülerinnen, Ratschläge für Kranke und Genesende richten sich auch an die Patientinnen und Rekonvaleszentinnen, wenn man so sagen darf. Kurz, immer wieder behält Luther recht: „ain Weib hat allzeit zwen Nachtail, da ain Mann zwen Vortail hat“. Am sichtbarsten ist das Unrecht im Gebiet der Eigennamen, also gerade da, wo der Sprachgebrauch rechtlich festgelegt ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch schreibt vor: „Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes“. Es legt damit ein Verfahren gesetzmäßig fest, das im Deutschen seit etwa 600 Jahren als Gewohnheitsrecht oder vielmehr als bitteres Unrecht gegen die Frau gegolten hatte. Ausnahmen gibt es land-

schaftlich noch heute, z. B. wird im Holsteinischen eine verheiratete Frau zeitlebens mit ihrem Mädchennamen genannt, wenn sie im Hause herrscht. Berühmt ist die Hoboken in Gustav Frenssens „Drei Getreuen“. Damit ist in sinnvollem Festhalten als seltene Ausnahme der Zustand bis heute gewahrt, der bis ins 13. Jahrhundert als Regel in allen deutschen Landschaften gegolten hatte. Bis dahin behält die verheiratete Frau ganz gewöhnlich ihren Mädchennamen auch in der Ehe, von da ab werden die Fälle seltener, in denen es nach alter Weise heißt: „Frau Clara von Guna, Witwe Peters von Durnich“, „Conradus Suevus et uxor sua dicta Quettingin“. Die Schweiz entzieht sich heute wieder wenigstens halb dem sonst geltenden Brauch; hier wird vielfach bei der Eheschließung der Name der neuen Familie zusammengesetzt aus dem des Mannes und dem Mädchennamen der Frau. So entstehen Doppelnamen wie Gsell-Fels, Hoffmann-Krayer, Stauffer-Bern. Diese junge Abkehr vom herrschenden Brauch ist vielleicht nicht schön und führt gelegentlich zu seltsamen Namenungeheuern, aber sie ist gesund. Zeitlich reicht sie bis etwa 1830 zurück, noch Gottfried Keller hat sie seinen Landsleuten als eine Art Großtuererei aufgemust, aber jetzt ist sie zu voller, sogar amtlicher Geltung durchgesetzt. Im Reich dagegen verliert das Mädchen mit der Trauung endgültig seinen angeborenen Namen und erhält ihn auch mit der Scheidung nicht ohne weiteres zurück. Freilich ist der Verlust in aller Regel nicht allzugroß, denn auch der sogenannte Mädchenname ist näher betrachtet ein Männername. Denn nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch erhält das Kind — auch die Tochter — den Familiennamen des Vaters, das ist aber fast ausnahmslos ein ausgesprochener Männername. Er geht aus von männlichen Taufnamen wie Hartwig, Hildebrand, Lamprecht, Martin, Walther, Werner, von Berufsnamen wie Beck und Bäcker, die z. T. höchst unweiblich sind: Hammer-schmidt, Schwertfeger, Steinschneider, von Eigenschaftswörtern in maskuliner Form: Jung, Große, Schöner, von Herkunftsbezeichnungen wie Gündlinger, Rehler, Schwab, auch sie stets männlich geformt. Damit tragen unsere Mädchen von Geburt an Männernamen, die Zeiten sind längst vorüber, wo (wie im alten Island) neben dem Gisli Svensson die Gudrun Svendsdottir stand, wo der nachgeborene Sohn den Namen der Mutter, nicht des Vaters führte. Das alte Sprichwort sagt: „Die Kitzlin heißen alle, wie ihre Mutter, Geiß“. Unfern Töchtern wird nicht so wohl: sie heißen wie ihr Vater, Bock.

Wenn ein solcher Familienname neben einen weiblichen Vornamen

tritt, entstehen regelmäßig grammatische Ungetüme. Bis ins 18. Jahrhundert wurde wenigstens moviert, so daß Luise Adalgunde Viktorie Gottschedin oder Anna Luise Karschin doch formal in Ordnung sind. Heute und seit langem gilt es für unfein, von Frau Webern oder der Schustern zu reden, selbst die alte Rätin ist von der Frau Hofrat und Frau Geheimrat verdrängt, damit aber ist der grammatische Widersinn fertig. Am fühlbarsten ist er, wo lateinische Endungen nebeneinander zu stehen kommen: Marta Usmus, Maria Nathusius. Aber Elfriede Hofherr oder Johanne Anderson sind um nichts besser, Dora Stiefvater oder Anna Ohm (statt Baas), Lina Schwehr (statt Schwieger) für den Wissenden fast noch schlimmer. Humoristisch wird die Sache bei Namen wie Thusnelde Lederhose, oder wenn aus einem Fräulein Bräutigam durch Trauung eine Frau Hermann wird, oder wenn ein Fräulein Ehemann einen Herrn Junggesell heiratet. So heißt es auch im Gebiet der Eigennamen: „Vernunft wird Unsinn“, und oft gehört der ganze Humor der Namensträger dazu, zu verhüten, daß aus Wohltat Plage werde.

Wir haben schon wiederholt das Wort Mann streifen müssen, und auch außerhalb des Gebiets der Eigennamen gehört es mit einem Teil seiner Verwendungen hierher. „Das übermannst mich so“ als Wort Gretchens im Faust ist in frischer Erinnerung. Anderes wird mit Unrecht hierher gezogen: jedermann umschließt jeden und jede, Mann und Frau, jemand und niemand, männiglich und jedermann haben Geltung auch für die Summe der Frauen, auf die sie doch ihrer Bildung nach keinerlei Rücksicht zu nehmen scheinen. Trotzdem liegt hier sicher kein Übergriff des Maskulins auf fremdes Gebiet vor, diese alten Bildungen stammen vielmehr noch aus einer Zeit, da Mann noch allgemein „menschliches Wesen“ bedeutete. Die alte Bedeutung liegt auch vor im englischen woman aus angelsächsisch wifman. In germanischer Zeit konnte davon das einzige gemein-germanische Adjektiv auf -isch abgeleitet werden: manisco „menschlich“, das substantiviert in unserm Mensch fortlebt in jener allgemeinen Bedeutung. Jedermann stammt gleichfalls aus der Zeit der alten umfassenden Bedeutung und will seiner Bildung nach den Frauen nicht Unrecht tun. Es ist dann durch die lange Zeit, in der Mann auf das männliche Geschlecht zurückgezogen war, gedankenlos mit fortgeschleppt worden. Ein junges Scherzwort wie „zum Nutzen jedermanns und -weibs“ bedeutet jetzt ein spätes Erwachen aus jahrhundertlangem Sprachtraum.

Die rheinfränkische Sprachlandschaft.

Von Fritz Stroh.

Der rheinische Sprachraum.

Seitdem sich das Gesicht des rheinischen Kulturraums aus der horizontalen Ost-West-Richtung der römischen Frühzeit gewendet hatte und der Rhein zur Achse der fränkischen Gebiete geworden war, schuf der durch seine Verkehrsleistung bedeutende Strom seine Kulturlandschaft. Zwischen das beharrnde Westfalen und die Romania schob sich hier der natürliche Durchgangsraum, in dem die westgermanisch-hochdeutschen Spannungen zusammentreffen und sich durchdringen konnten. Einheit des Aufbaus empfängt die rheinische Sprachlandschaft durch die gleichartigen Vorgänge ihrer sprachlichen Auflösung und Überlagerung von außen, die die ältere, in nördlichen Zusammenhängen stehende Sprachfläche seit dem frühen Mittelalter von Süden her aufbrechen und in die seitlichen Randstellungen zurückdrängen. Vorstoßlinie ist das Stromgebiet mit seinen Siedlungsmittelpunkten, die die überlandtschaftlichen Kulturströmungen an sich ziehen und in ihre Räume leiten. Getrieben von überlegenen hochdeutschen Kulturkräften schiebt sich hochdeutsche Sprache aus dem mittelalterlichen Südosten gegen den Mittelrhein und von hier in der Richtung von Mainz gegen die Niederlande nordwestwärts, jedoch nicht in unmittelbarer, flächenhafter Fortwirkung, sondern durch die Vermittlung der landschaftlichen Kulturräume, in denen ein staatlicher Zentralwille zum Ausdruck kommt und zur kulturellen Gruppenbildung drängt.

Den entstehungsgeschichtlichen Aufbau der rheinischen Sprachlandschaften hat man mit Vorliebe an den Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung veranschaulicht, der die hochdeutschen Mundarten und die Gemeinsprache ihren eigentümlichen Konsonantenstand verdanken¹⁾. Gruppenweise rückt diese sprachliche Verlagerung aus dem

¹⁾ Vgl. Adolf Bach, Karte der rheinischen Mundarten (Schulwandkarte). Herausgegeben vom Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. 1931.

äußersten deutschen Süden vor und bezeugt durch ihre Staffelung nordwärts bis zur Ebene und dem niederländischen Kulturkreis Quelle und Richtung einer mächtigen deutschen Kulturströmung. Liegen die einzelnen Linienstaffeln gewöhnlich in der ganzen Breite des deutschen Sprachgebiets, so weist ihr Verlauf in den Rheinlanden eine eigentümlich abweichende Lagerung auf. Denn während sich das benachbarte Westfalen der hochdeutschen Eroberung geschlossen widersetzt und in scharfer Abgrenzung gegen den rheinischen Raum steht, durchbrechen die Verschiebungswellen westlich davon um das Rothaargebirge als Angelpunkt in fächerartiger Entfaltung seit tausend Jahren die Rheinlande und lagern diese Spitzenlandschaft in südlich-hochdeutsche Zusammenhänge ein, während andere Verschiebungsgrenzen (südliches das gegen nördliches dat, Pfund gegen Pund, Apfel gegen Appel) vor den rheinischen Gegenkräften beträchtlich hinter der allgemeindeutschen Höhe der Linien zurückbleiben.

Machen/maken und nördlich davon ich/ik (die Benrather und Uerdinger Linie) stehen sich am Niederrhein gegenüber. Sie haben ihre gegenwärtige Ruhelage am Nordrand des Kölner Kulturkreises gefunden, wo an einer starken horizontalen Hemmstelle im Mündungsgebiet der Erft der Vormarsch der äußersten, von Köln vorgetragenen hochdeutschen Sprachformen an niederländischen Gegenströmungen aus dem Raum von Cleve heraus erlahmt. Als Vorposten steht hochdeutsches sich in Holland. Im Süden dehnt sich der kölnische Kulturwille innerhalb der Lande von Kurköln, Jülich und Berg, die durch das Kölner Erzbistum kirchlich zusammengefaßt werden, mächtig gegen den Trierer Einflußraum hin aus bis zu den verkehrs- und siedlungsarmen, staatlich zersplitterten Eifelgebieten. Hier am Nordrand des Kulturkreises von Trier und Koblenz, in dem der Kurstaat und andere kleinere Gebilde der mittelhheinischen Mosel- und Lahn-gegend durch das Trierer Erzbistum zu einer einheitlich wirkenden Gruppe zusammengefaßt erscheinen, ist die zweite mächtige Teilströmung rheinabwärts zum Stehen gekommen. Die Eifelschranke, Grenzlinie zwischen Eis und Is, Haus und Hus, got und jot „gut“, ist die tiefe Bruchstelle der rheinischen Sprachlandschaft, bis zu der sich infolge der starken südlichen Blickrichtung und Beziehung Kurtriers rheinfränkische Sprache südlichen Gepräges weit in das trierisch-moselfränkische Gebiet vorschieben konnte. Die Sprache des Trierer Raumes ist seit dem Mittelalter stark von Süden her bedroht. Die Sunsrückschranke an seinem Südsaum, an der sich nördliches dat

gegen südliches das absetzt, und ihre rechtsrheinische Verlängerung über den Taunus, wo die Hauptkraft des mainzisch-pfälzischen Doppelvorstoszes an einer natürlichen und staatlichen Scheide zum Erlahmen kommt, ist die schwächste der drei rheinischen Hemmstellen. Hier drängt das Rheinfränkische mit kulturellen Kräften, die von den mainzischen und pfälzischen Herrschaftsbereichen ausgehen, in breiter Front beiderseits des Rheins während des ganzen zweiten Jahrtausends erobernd und raumgestaltend nach Norden, sofern nicht andere Spracherscheinungen den Erierer Raum bereits bis zur Eifelschranke überannt und nach Süden eingelagert haben. „Bis zu ihr strahlt in ungebrochener, höchstens hier und dort gehemmter Kraft ein Kultur- und demnach Sprachkomplex aus, der in ganz besonders hohem Maße von Süden her durchsetzt und gespeist worden ist: es ist das Gebiet, das die deutsche Sprachforschung als das Rheinfränkische zu bezeichnen pflegt, und dessen Kulturzentren Mainz und Frankfurt sind“ (Frings).

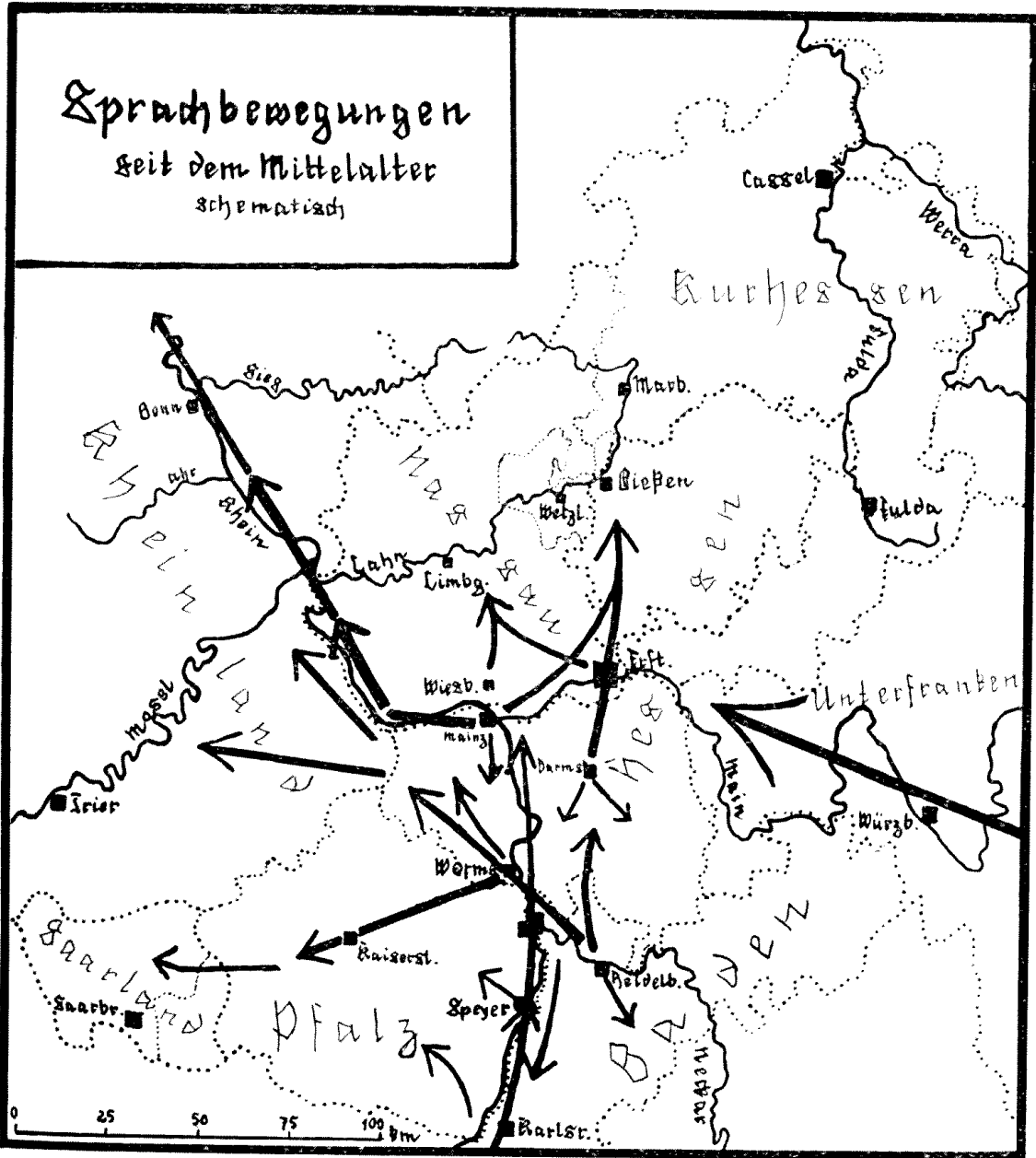
Die rheinfränkische Sprachlandschaft.

Der ältere Begriff der rheinfränkischen Mundart gewinnt von dieser Fragestellung aus einen neuen Inhalt. Die deutsche Sprachgeographie, die ihre Methode am Deutschen Sprachatlas und in zahlreichen von Ferdinand Wrede geleiteten Einzelarbeiten begründet hat²⁾, fand, indem sie von der flächenhaften Anschauung des gesamten sprachlichen Tatbestands ausging, die Gesetze der Verbundenheit und Wandelbarkeit der Sprachererscheinungen im Raum und ihre Begründung in der Verkehrsgemeinschaft und Verkehrsbewegung der Sprachträger. Die gegenwärtigen sprachgeographischen Gruppierungen sind im wesentlichen von den Kräften und Formen der mittelalterlichen Kleinstaaten bestimmt, in denen die Verkehrsgemeinschaft innere Geschlossenheit erlangte. Unmittelbare Bindung an alte Stammesgemeinschaft konnte kaum erkannt werden, obwohl F. Wrede auch bereits vorterritoriale, germanische Zusammenhänge in den heutigen Sprachverhältnissen nachgewiesen hat³⁾. An die Stelle der Mundart, deren strenge Geschlossenheit und Beständigkeit die verfeinerte Mundartkenntnis nicht bestätigte, tritt der Begriff der Sprachlandschaft,

²⁾ F. Stroh, Der Deutsche Sprachatlas. Zur Geschichte und Gestaltung der dialektwissenschaftlichen Fragestellung. Zs. f. deutsche Bildung 4 (1928) 665 ff.

³⁾ Ingväonisch und Westgermanisch. Zs. f. deutsche Mundarten 1924, 270 ff.

der durch einheitliche Lagerung und Entstehungsgeschichte zusammenhängenden Sprachfläche, wie ihn Rurt Wagner in seinem Buch



Gezeichnet von cand. phil. S. Ott nach Entwurf von Dr. Fritz Stroh.

„Deutsche Sprachlandschaften“ (1927) an den Ergebnissen des Sprachatlases entfaltet.

Die sprachgeographische Forschung strebt durchaus zur kultur-geographischen Verbreiterung. Sie sucht die Verbindung mit den übrigen raumgebundenen Wissenschaften, um durch Verknüpfung mit ihren Ergebnissen die Lebensgeschichte der Kulturräume aufzubauen. Sie leiht ihnen Arbeitsweise und Begriffsprägung, die hier Ergebnisse von großartigster Durchsichtigkeit und Schärfe gezeitigt haben. Ihr folgt nunmehr die deutsche Volkskunde, die auf Grund einer allgemeinen geographischen Stofffassung die Formen und Zusammenhänge der deutschen Volkskultur im Atlas der deutschen Volkskunde zu begreifen sucht. Den Schritt zur Kulturlandschaft hat das wegweisende Buch „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“ (1926) getan, in dem Theodor Frings, dem wir die tiefen Einsichten in die Entstehungsgeschichte der rheinischen Sprachlandschaften verdanken, in Gemeinschaft mit dem Historiker Hermann Aubin und dem Volkskundler Josef Müller den Kulturablauf im rheinischen Raum aus seiner heutigen sprachlichen Ausprägung und in seinem Zusammenhang mit den geschichtlichen Zuständen und Bewegungen geschildert hat. Daher ist das Rheinland methodisch und räumlich Ausgangspunkt für eine vertiefte sprachgeschichtliche Durchforschung der deutschen Landschaftsräume geworden.

Das Rheinland.

Aus dem Grundriß des rheinischen Sprachraums heben sich jene landschaftlichen Kulturkreise heraus, die ihren kulturellen Eigenwillen der großen Südnordströmung entgegensetzen und in ihrem Bereich zur Ausformung bringen. Der Dreistaffelung der Hemmstellen, Erst-, Eifel- und Hunsrückshranke, entsprechen die Kulturkreise Köln, Trier und Mainz. Doch ist seit alters die Eigenart des Trierer Gebiets am stärksten von den südlichen Einflüssen bedroht, die aus dem rhein-mainisch-pfälzischen Raum vordringen, während im Norden der kölnisch-rheinische Raum sich kraftvoll ausdehnt. So stellt sich das trierische Gebiet zwischen Hunsrück, Taunus, Lahn und Eifel heute als Übergangsraum dar, in dem sich die nördliche rheinische und die südliche rheinfränkische Sprachlandschaft in ihren Einflüssen und Grenzen überschneiden.

Nassau.

Den kennzeichnenden rheinischen Kampf der südnördlichen Kräfte-wirkung tragen Trier-Mainz auch im rechtsrheinischen Nassau aus, dessen Sprachraum N. Bach auf Grund von Tatbeständen des

Sprachatlasses zum erstenmal zusammenhängend dargestellt hat⁴⁾, nachdem Friedrich Maurer bereits in seinen „Sprachschranken“ (s. u.) die nassauischen Verhältnisse kurz einbezogen und richtig beurteilt hatte. Nassau wird von dem gleichen Schicksal des südlichen Übergewichts bestimmt und durch die süd-nördliche Abfolge der rheinischen Kulturräume, deren Querlage sich den natürlichen Umrissen des Schiefergebirges anpaßt, ebenfalls in horizontale Sprachstufen zerlegt. Doch tritt hier neben die kulturfördernde Bedeutung der Stromlinie die der Binnenstraßen über Limburg nach dem Niederrhein, deren Ausgangspunkt gewiß immer die rheinischen Mittelpunkte bleiben. So verbreitert sich der rheinische Weg gleichsam über den Gesamt-
raum.

Wiederum wird die hochdeutsche Lautverschiebung Maßstab für Art und Richtung der allgemeinen Sprachbewegung. Während sie in einigen Erscheinungen weit über Nassau nordwärts geflutet ist, hält die Südgrenze der unverschobenen *dat und wat* nur wenig nördlich des Taunuskammes (einer alten Siedlungs- und Kulturraumscheide) auf Limburg und Diez zurückgeworfen, während versteinerte Reste des unverschobenen *dit* noch weiter südlich im Lande stecken, z. B. in Naunstadt im östlichen Taunus. Geschichtlicher Träger der von Süden her wirkenden Sprachbewegung ist Mainz, das als Mittelpunkt eines durch die Kurwürde ausgezeichneten, zentral gelegenen Staates und eines weiträumigen Erzbistums überlegene Bedeutung hatte. Von Mainz und Frankfurt aus wird der rhein-mainische Raum Kerngebiet der rheinfränkischen Sprachlandschaft. Nördlicher Gegenspieler ist der Trierer Kur- und Kirchenstaat. Die sprachlichen Spannungen zwischen beiden Polen liegen im Bereich von Taunus und Lahntal, wo sich der rheinfränkischen Ausdehnung besonders die trierischen Staatsgebiete entgegenstellen, so daß eine stärkere Bruchstelle in der Sprachfläche entsteht. Mainz und Rheinfranken sind überlegen. Viele dortige Sprachformen haben die nördlich des Kammes gelegenen territorialen Zwischengebiete schwächeren Eigenwillens seit dem Mittelalter erobert und in südliche Zusammenhänge gebracht. Geradezu Einfallstor wird die hessische Niedergraffschaft Katzenelnbogen, die, wie Bach wahrscheinlich macht, besonders seit der Reformation starke südliche Bindungen einget. In anderen Fällen sind die rheinfränkischen Formen bereits weit nach Norden in das

⁴⁾ Die nassauische Sprachlandschaft. 1930.

trierische Westerwaldgebiet vorgestoßen und bis zur rechtsrheinischen Höhe der Eifelschranke gelangt. Da das Schwergewicht des trierischen Besitzes und kulturellen Widerstands im Westen an der mittelhheinischen Basis liegt, wurden die Mainzer Vorstöße vielfach vom trierischen Rheingebiet nach Nordosten abgedrängt, was sich am deutlichsten in der Richtung der *dal*-Linie ausdrückt.

Wichtige ältere Zusammenhänge weisen auch auf kulturelle Verbundenheit des nassauischen Raumes mit Hessen und der Wetterau, die ja ebenfalls unter starken südlichen und südöstlichen Einwirkungen stehen. Nördliche und westliche Einflüsse treten dagegen seit dem Mittelalter kaum in Erscheinung.

Hessen.

Ist die Entstehungsgeschichte des hessischen Sprachraumes durchaus eng mit der allgemeinen rheinischen Sprachgeschichte verknüpft, so fehlt ihr doch aus nachweisbaren Gründen die bildungsgeschichtliche Einheit der Rheinlande. F. Maurer, der auf der stofflichen Grundlage des Südhessischen Wörterbuchs den Grundriß der hessischen Sprachgeschichte entworfen hat⁵⁾, knüpft bewußt an die rheinischen Ergebnisse an.

Mitten in Hessen spaltet sich die zentrale rheinische Bewegung und zweigt ab auf dem bedeutenden Straßensystem der Wetterau, die als der natürliche Verkehrsweg und Kulturvermittler den oberrheinischen Graben nach Norden fortsetzt und mit den niederdeutschen und thüringischen Gebieten verbindet. Der rhein-mainische Raum am Rheinknie wird so der bedeutende Knotenpunkt, in dem sich die westdeutschen Kulturwege verknüpfen. Mainz wiederum, das durch seine überterritorialen Staats- und Handelsbeziehungen sowie durch seine Kanzlei südöstliche hochdeutsche Sprache aufnimmt und ausbreitet (z. B. die neuhochdeutschen Doppellaute *ei* für *ī*, *au* für *ū*), bildet später und heute mit Frankfurt ein wichtiges staatliches und kulturelles Kraftfeld, dessen Wirkungsbereich sich über das Kerngebiet des Kurstaates hinaus bis an die Grenze seines weiträumigen Sprengels erstreckt. Wie es in die nassauischen Gebiete erfolgreich einbricht und die trierischen Zusammenhänge ständig zurückdrängt, so treibt das Rheinfränkische aus dem Mainzer Zentralraum heraus, von Landesgrenze zu Landesgrenze springend, die alte oberhessische Mundart, die einst viel weiter nach Süden gereicht hat, immer tiefer in die Wetterau

⁵⁾ Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen. 1930.

hinein, bis es schließlich im Norden auf den sprachlich-kulturellen Einflußbereich des kurhessischen Kerngebiets trifft.

Wird demnach der sprachliche Aufbau Mittelhessens in hohem Maß vom Rhein aus bestimmt, so scheinen doch auch sprachgeschichtliche Zusammenhänge auf unmittelbaren Einfluß des benachbarten Südostens hinzuweisen, der ja als Entstehungsgebiet der neuhochdeutschen Gemeinsprache große Bedeutung für den Ursprung sprachlicher Bewegungen haben mußte. Luise Berthold, die in den Karten ihres Hessen-Nassauischen Volkswörterbuchs den gesamten nördlichen Raum unseres Gebietes wortgeographisch erfaßt, hat die These von der aus dem Südosten unmittelbar auf Hessen und Nassau wirkenden Sprachbewegung schon sehr früh, in ihrer Probenvorlesung vom Jahre 1923, vorgetragen, und Anneliese Bretschneider hat neuerdings⁶⁾ sprachliche Verhältnisse Hessen-Nassaus aus unmittelbar wirkenden Südoststößen gedeutet. So ist ohne Zweifel die sprachspendende Bedeutung des — unmittelbar oder vom rheinischen Zentralraum aus wirkenden — Südostens für unser Gebiet erwiesen.

Der Nebenbuhler, gegen den Mainz im Süden in Abwehrfront steht, ist die Kurpfalz, die in ihrem weiträumig-zerrissenen Territorialbesitz beiderseits des Rheines nach Norden drängt und ihre Sprache ausbreitet. Das Rheinfränkische überschneidet sich im Pfälzischen mit starken alemannisch-oberdeutschen Einflüssen. Zahlreiche in ostwestlicher Richtung das mittlere Rheinhessen querende Grenzlinien (Karren/Karch, Sarg/Lade), die sich in dem Zwischengebiet der ehemaligen kleinen Herrschaften hier abgesetzt haben, spiegeln die mainz-pfälzische Kräfteverteilung sprachlich wider. Auf der bedeutenden Straße, die aus dem kurpfälzischen Kerngebiet um Heidelberg=Speyer über Worms, Alzey nach Kreuznach führt, gelangen pfälzisch-oberdeutsche Einflüsse nach Rheinhessen und stoßen schließlich am Nordwestrand des weitgestreckten kurpfälzischen Staatsgebiets in der Rhein-Sunsrückgegend auf den Trierer Raum. Hier grenzt sich z. B. südliches fesscht gegen nördliches fest ab.

Schwächer bleibt die Stoßkraft der Pfalz auf der rechten Rheinseite, wo auch ihr Territorialbesitz geringere Ausdehnung hatte. Hier entwickelt seit dem 16. Jahrhundert das mächtig aufstrebende hessendarmstädtische Territorium einen selbständigen, raumgestaltenden Kulturwillen und wendet seine rheinfränkische Art besonders gegen die

⁶⁾ Sprachkarte und Sprachgeschichte. Indogermanische Forschungen 48 (1930) 181 ff.

südlichen Mächte Pfalz und Erbach. Fescht wiederum wird nach Süden zurückgewiesen und bleibt an einer quer durch Starkenburg laufenden sprachlichen Schranke zwischen Hessen-Darmstadt und den beiden südlichen Territorien stehen. Im Norden, wo Darmstadt seine Besitzungen nach dem Maine hin ausdehnt, drängt es, von Frankfurt unterstützt, die althessischen Sprachformen über den Main ab in das oberhessische Gebiet. Westwärts endlich treffen seine Einflüsse auf den Rhein, stauen sich vor Rhein Hessen oder werden von den rheinischen Strömungen hinweggeschwemmt.

So gliedert sich die rheinfränkische Sprachlandschaft infolge ihrer staatlichen Zersplitterung kennzeichnender Weise in verschiedene Einzelräume.

Die Pfalz.

Die Sprachgeschichte der Pfalz, die Ernst Christmann auf Grund von Karten des von ihm geleiteten Pfälzischen Wörterbuchs untersucht hat⁷⁾, wird entscheidend von Kräften und Einflüssen des ehemaligen kurpfälzischen Staates bestimmt. Sein Kulturwille hat in das Widerspiel der sprachlichen Strömungen zwischen Hunsrück und Odenwald, Mainz und Speyer eine eigentümliche pfälzische Sprachlandschaft gelegt, die sich, trotz ihrer Eigenart, in hohem Maß mit dem mainzisch-rhein-mainischen Kerngebiet zur rheinfränkischen Sprachlandschaft verbindet und in dieser Gemeinschaft den starken oberdeutsch-alemannischen Kulturkräften entgegenstrebt. Der pfälzische Sprachraum steht zugleich unter wichtigen nördlichen wie südlichen Einwirkungen, die aber beide vom Rhein her vorstoßen. Die von Süd und Südost andringenden oberdeutschen Sprachströmungen (Lautverschiebung, Wiederverdrängung von Oossen, waassen durch Ochsen, wachsen usw.) empfangen im pfälzischen Rheingebiet, wo sie teilweise an der Schranke des siedlungsleeren Pfälzer Waldgebirgs hängenbleiben, neue Stoßrichtung nach Westen in die Binnenpfalz hinein. Im Bereich von Kurpfalz stoßen ihre äußersten nordwestlichen Spitzen im Hunsrück-Rheingebiet bis zur Trierer Grenze vor. Die Lautverschiebungslinien, deren tausendjährige Geschichte bis in die Neuzeit hinein nicht zum Abschluß kommen konnte, sind heute aus dem pfälzischen Gebiet herausgepreßt: das/dat im Nordwesten, Pund/Pfund, Appel/Apfel am Südostsaum. Damit fügt sich die Pfalz der rheinfränkischen Sprachlandschaft ein.

⁷⁾ Sprachbewegungen in der Pfalz. 1931.

Mit diesen oberdeutschen Einflüssen begegnen sich die bedeutenden Strömungen, die auf dem Handelsweg Nürnberg-Frankfurt-Mainz-Heidelberg seit dem frühen Mittelalter andrängen und aus dem rheinfränkischen Raum vorgetragen werden (die neuhochdeutsche Diphthongierung, gehn gegen gahn u. a.), nachdem die alten niederdeutschen Spracherscheinungen (waassen „wachsen“ usw.) einst ebenfalls von Norden her vorgedrungen waren. Ihre Vorstofsrichtung in der Pfalz wird wesentlich bestimmt von dem Verlauf der großen Straße, die von Mainz und Worms über Kaiserslautern und Saarbrücken nach Metz führt. Die aus dem rhein-mainischen Raum abgedrängten und vorgetragenen äußersten Linien (Pund/Pfund, Appel/Apfel, haaß, heeß/heiß, Eis/Is, ich/i) legen sich in einem dichten Bündel um die südwestliche und südliche Pfalz, die sie damit in die rheinfränkische Landschaft einschließen, ziehen (mit Ausnahme der neuhochdeutschen Diphthongierungslinie) westlich von Karlsruhe rheinabwärts bis Speyer (Bruder hat Brurer bis über Worms hinaus zurückgestoßen), von wo sie über den Neckar nach dem Mainviereck zu abbiegen. Diese Sprachgrenzen, die durch andere, heute nach dem rhein-mainischen Raum zurückgedrängte Linien einst verstärkt wurden, liegen am Südrand der ehemaligen Kurpfalz, die hier ein halbes Jahrtausend lang vom Mittelpunkt Heidelberg aus ihre staatliche und kulturelle Vormacht entfaltet, die ihren mittelhheinischen Raum eng mit der rheinfränkischen Kulturlandschaft verbindet, die dann aber im Zusammenwirken mit Mainz den zu allen Zeiten starken oberdeutsch-alemannischen Einflüssen entgegensteht oder schließlich erliegt⁸⁾.

Das Saarland.

Sprachgeschichtliche Zusammenhänge verbinden auch das saarländische Randgebiet mit dem rheinfränkischen Kulturraum. Die Grundzüge der Saarländischen Sprachlandschaft hat wiederum U. Bach entworfen⁹⁾, eine eingehende Untersuchung ist demnächst von Wilhelm Will zu erwarten. Das Saarland ist zum größten Teil in das rheinfränkische Gebiet der neuhochdeutschen Diphthongierung eingeschlossen (Eis, Haus), der sich das benachbarte Lothringische

⁸⁾ Es lag nahe, aus diesem Sineinandergreifen der Kulturräume Pfalz-Mainz die Zweckmäßigkeit einer Arbeitsgemeinschaft der pfälzischen und südhessischen Sprachforschung abzuleiten und ein gemeinsames Hessisch-Pfälzisches Wörterbuch zu planen.

⁹⁾ Rheinische Vierteljahrsblätter 1 (1931) 48 ff.

entzieht (Is, Hus). Doch hat sich seine Einlagerung in östlich-rheinische Zusammenhänge nicht in einheitlich geschlossener Weise vollzogen. Staatlich und kirchenpolitisch wie kulturgeschichtlich und somit sprachlich bestand niemals eine Einheit dieses Gebiets, das von den Sprengeln von Trier, Mainz, Metz und zahlreichen kleineren Gebieten ohne kulturraumgestaltenden Eigenwillen zerschnitten wurde. An einer natürlichen Schranke begegnen sich der nördliche trierische und der südliche mainz-pfälzische rheinfränkische Kulturkreis. Die Strömungen, die aus dem rheinpfälzischen Kerngebiet um Heidelberg und Speyer im Bereich des kurpfälzischen Territoriums westwärts in das Saarland vordringen, sind überlegen und stellen hier neue rheinfränkische Zusammenhänge her.

Hundert Jahre Gießener Forstinstitut.

Von Karl Bauselow¹⁾.

Es ist in diesem Jahr ein Jahrhundert verflossen, seit dem damals schon blühenden und reiche Früchte tragenden Baum unserer Alma mater ein neues Reis entsprungen ist. Im Jahr 1831 wurde an der Hessischen Landesuniversität das Forstinstitut gegründet und damit der jungen, soeben aufkeimenden Forstwissenschaft eine Lehr- und Forschungsstätte geschaffen. Während in anderen Ländern bis weit in das 19. Jahrhundert, ja in Preußen bis zur Gegenwart, die Forstwissenschaft auf Fachschulen gelehrt wurde, tat Hessen als erstes Land nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt den wichtigen und für die Zukunft so bedeutungsvollen Schritt, die Forstwissenschaft der Universitas literarum einzugliedern. Das junge Reis ist in der Umwelt der anderen, es nach allen Richtungen befruchtenden Wissenschaften lebenskräftig gewachsen und zu einem nicht mehr wegzudenkenden Bestandteil unserer Universität geworden. Die Universität Gießen kann sich somit rühmen, das älteste, nunmehr hundert Jahre bestehende Forstinstitut zu besitzen, und da es sich gradlinig, stetig und unbeirrt im Rahmen der altehrwürdigen, 325 Jahre bestehenden Universität entwickelt hat, das mit der vornehmsten Tradition ausgestattete Forstinstitut der Welt. Das allein würde es durchaus begründen, die Hundertjahrfeier dieses Instituts durch einen Festakt zu begehen. Besonderen Anlaß dazu gibt aber der Umstand, daß im letzten Jahrzehnt das Gießener Institut nicht geringe Misereitungen auf seinen Bestand abzuwehren hatte, die aber, wie zu hoffen steht, nunmehr glücklich abgeschlagen sind. Das nach hartem Kampf Erreichte freut aber doppelt.

Ich begrüße Sie alle und danke Ihnen, die Sie aus Anlaß unserer Hundertjahrfeier hierhergekommen sind, an erster Stelle dem Herrn

¹⁾ Rede, gehalten in der Neuen Aula bei der Hundertjahrfeier des Forstinstituts am 24. November 1931.

Staatspräsidenten Dr. e. h. Adelong, dem treuen Hüter und Freund unserer Universität, dem Chef der Hessischen Forstverwaltung, Herrn Landforstmeister Hesse, dem Stadtoberhaupt Gießens, Herrn Oberbürgermeister Dr. e. h. Keller, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Dr. e. h. Endres, München, der in liebenswürdigster Weise den heutigen Festvortrag übernommen hat, sowie Herrn Prof. Schädelin, Zürich, der am morgigen Fortbildungslehrgang an erster Stelle sich beteiligt; ich begrüße den Präsidenten des Hessischen Forstvereins, Herrn Oberforstmeister Heyer, den Vorsitzenden des Hessischen Oberförsterverbandes, Herrn Forstmeister Rausch, den Präsidenten des Hessischen Waldbesitzerverbandes, S. Durchlaucht den Fürsten zu Isenburg-Birstein, ganz besonders herzlich alle Hessischen Forstleute, die ich Kollegen nennen kann, die ja seit Bestehen unseres Forstinstituts ausschließlich an der Landesuniversität und damit am Gießener Forstinstitut ihre Ausbildung genossen und hier ihre glückliche Jugendzeit verbracht haben. Ich begrüße Sie und danke Ihnen, liebe Kommilitonen, aus bewegtem Herzen, daß Sie vollzählig und im Schmuck alter Burschenherrlichkeit heute hierhergekommen sind und damit bekunden, daß Rektor, Dozentenschaft und Studentenschaft eine untrennbare Einheit sind, eng verbunden in Leid und Sorge um unser Vaterland, beseelt von gleichem Streben nach Erkenntnis und Fortschritt, aber auch gemeinsam die Freude und das Glück des heutigen Tages empfindend.

Lassen Sie, hochverehrte Damen und Herren, uns im raschen Fluß der Zeit (mit seinen trüben Fluten) einen Augenblick stillestehen, um gleichsam Atem zu holen und die Geschichte des Gießener Forstinstituts zu überblicken. Vielleicht strömt uns aus der Betrachtung einer glücklicheren Vergangenheit innere Wärme und Erhebung entgegen, die uns in der freudenarmen, ja fast freudlosen Zeit der Gegenwart etwas von den schweren Hemmungen befreit und Mut für die Zukunft, Antrieb zu neuer Hoffnung und Arbeit gibt.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts befand sich der deutsche Wald in keinem guten Zustand. Die Kohlenproduktion war noch unentwickelt, der Ausbau der Verkehrswege ungenügend. Da die Beförderung des Holzes auf dem Landweg nur auf verhältnismäßig kurzen Strecken möglich ist, die Wasserwege aber ihrer Natur nach örtlich gebunden sind, so wurde in günstiger Verkehrslage, in stärker besiedelten Gegenden der Wald ausgeraubt, in entlegenen Gegenden verfaulte das Holz. Auf der anderen Seite spielten die Produkte des Waldes eine viel größere Rolle im Wirtschaftsleben des Volks

als in der späteren Zeit. Holz war der einzige Brennstoff, der in Massen zur Verfügung stand. Der damals wenigstens auf dem Land noch fast allgemein übliche Fachwerkbau, die verschwenderische Bauweise, veranlaßten, daß ganz ungeheure Mengen Holz zum Hausbrand und Hausbau benötigt wurden. Die Staaten waren durch die fortwährenden Kriege und den Luxus der Hofhaltung verarmt und suchten ihre leeren Kassen durch den Verkauf von Holz, vor allem in das Ausland, zu füllen. Der Wald wurde ausgeplündert, ohne daß für die Wiederverjüngung ausreichend Sorge getragen worden wäre. Die Weidewirtschaft, der hohe Wildstand, der durch die Jagdleidenenschaft der Fürsten enorm gewachsen war, ließen ja keinen Jungwuchs aufkommen. Die Streunutzung im Walde führte zur Bodenverödung. Einsichtige erkannten zwar die schweren Wunden, aus denen der Wald blutete und gaben Mittel zur Heilung an, aber sie blieben doch meist Prediger in der Wüste. Bedeutende Forstleute gründeten private Meisterschulen, die Ausbildung erstreckte sich jedoch dort mehr auf die Jagd, die mit der Forstwirtschaft noch innig verbunden war. Der „hirsch- und holzgerechte Jäger“ war das Erziehungs- und Bildungsideal. An zahlreichen Universitäten bestanden zwar Lehrstühle für Forstwissenschaft, ihre Inhaber aber waren Kameralisten, die den Wald in erster Linie vom Standpunkt der Kammer, also als Einnahmequelle betrachteten, den Produktionsbedingungen des Waldes jedoch, weil sie naturwissenschaftlich überhaupt nicht oder nur ungenügend gebildet waren, fremd gegenüberstanden. An unserer Universität war es besonders der aus Bayern stammende Friedrich Ludwig Walther, der, von Haus aus Theolog, sich später immer mehr den Naturwissenschaften zuwandte, dadurch eine rühmliche Ausnahme unter den Kameralisten machte, vom Jahre 1789 bis 1824 vorzügliche forstliche Vorlesungen an unserer Alma mater hielt und nicht weniger als zwölf selbständige forstliche Werke herausgab. Praktische Ergebnisse konnte auch er nicht erzielen; aber Walther ist die eigentliche Keimzelle, aus der der forstliche Unterricht an unserer Universität sich entwickelt hat.

Als die Not buchstäblich auf die Nägel brannte, entschloß man sich im Jahre 1824 wie in anderen Ländern so auch in Hessen zu der einzigen erfolgversprechenden Maßnahme, nämlich zur Gründung einer besonderen Bildungsstätte für Forstleute, der Hessischen Forstlehranstalt in Gießen, um das kostbarste Nationalgut, das der Staat besaß, den Wald, nicht völlig zugrunde gehen zu lassen. Die Forstlehr-

anstalt war als selbständiges Institut neben der Universität gedacht, sollte aber durch Personalunion ihres Direktors, der gleichzeitig Professor an der Universität sein sollte, mit ihr verbunden sein. Im selben Jahre noch wurde als Direktor der neuen Forstlehranstalt und als ordentlicher Professor der Forstwissenschaft an der Universität der im besten wissenschaftlichen Rufe stehende Forstmann **Dr. Johann Christian Hundeshagen**, der bereits von 1818—1821 als ordentlicher Professor der Forstwissenschaft an der Universität Tübingen gewirkt hatte, aber von dieser Stelle freiwillig zurückgetreten war, an die Landesuniversität berufen. Die neue Einrichtung war eine Halbheit, aus naheliegenden Gründen in gleicher Weise unbefriedigend für Lehrer und Schüler. Beide Teile fühlten sich an der den Charakter der Mittelschule tragenden Forstlehranstalt unzufrieden und strebten darnach, restlos in die Arme der universitas literarum aufgenommen zu werden. Nach mehrjährigem, erbittertem Kampf, den der streitbare, aber rückhaltlos offene Hundeshagen mit der hessischen Regierung führte, wurde durch Dekret vom 14. Juni 1831 bestimmt, daß „in Erwägung dessen, daß alle theoretischen Teile der ganzen Forstwissenschaft an der Universität gelehrt werden können, die bisherige Forstlehranstalt nunmehr ganz mit der Universität vereinigt werden soll und daß die Lehrer der einzelnen Zweige der Forstwissenschaft sowie die Studenten derselben ganz in dieselben Verhältnisse treten sollen, in welchen Lehrer und Schüler in anderen Fächern auf der Landesuniversität stehen“. Als zweiter Dozent für Forstwissenschaft wurde neben Hundeshagen als außerordentlicher Professor **Dr. August von Klipstein** berufen, der insbesondere die naturwissenschaftlichen Disziplinen zu vertreten hatte. Damit war die Forstwissenschaft in ihrer Gesamtheit der Universität eingegliedert, das Jahr 1831 ist das Geburtsjahr des Gießener Forstinstituts. Nunmehr hatte sich die Forstwirtschaft und Forstwissenschaft, ähnlich wie wenige Jahrzehnte vorher vom Jägertum, in gleicher Weise losgelöst von den Kameralisten, sie war auf eigene Füße gestellt und für mündig erklärt worden und konnte mit dem Bau ihres eigenen wissenschaftlichen Gebäudes unter besten Auspizien beginnen. Und tatsächlich geschah es so. Mit Hundeshagen und Klipstein begann die erste Epoche des Gießener Forstinstituts, die freilich nur kurz, aber um so glänzender war. Denn schon im Jahr 1834 starb Hundeshagen, erst 51 Jahre alt, und Klipstein nahm im Jahr 1836 das durch den Tod des bisherigen Inhabers Werneckind freigewordene Ordi-

nariat für Mineralogie an der Universität an. Aber in den wenigen Jahren der Aera Hundeshagen, wie man diese Zeitspanne nennen muß, da Hundeshagen ihr den Stempel aufgedrückt hat, wurde der Grundstoß nicht nur zur Forstwissenschaft an unserer Universität, sondern schlechthin zur deutschen Forstwissenschaft und damit der Forstwissenschaft der ganzen Welt gelegt, deren Wiege in Deutschland und, wie man ohne Überhebung sagen kann, in Gießen gestanden hat. Mit scharfem Verstand, umfassenden Kenntnissen und beispielloser Energie ausgerüstet, ließ Hundeshagen eine große Anzahl bedeutender Werke erscheinen, von denen insbesondere seine drei Bände umfassende Enzyklopädie der Forstwissenschaft berühmt wurde und wiederholte Auflagen erlebte. Die Enzyklopädie war das erste forstliche Werk, das auch methodisch den wissenschaftlichen Anforderungen entsprach; in ihm ist die Forstwissenschaft erstmals in die drei Fächer der Produktionslehre, der Betriebslehre und der Forstpolitik mit Forstpolizeilehre gegliedert, eine Einteilung, die heute noch anerkannt und maßgebend ist.

Nach diesem ruhmvollen Anfang folgte eine nicht weniger fruchtbare und glückliche zweite Periode, die nun volle zwei Dezennien bis zum Jahre 1856 währte und vor allem gekennzeichnet ist durch eine wissenschaftlich ebenso bedeutende wie menschlich sympathische Persönlichkeit, den ordentlichen Professor der Forstwissenschaft **Dr. Karl Heyer**. Aus einer alten Forstmannsfamilie stammend, im Bessunger Forsthaus bei Darmstadt im Jahre 1797 als Sohn eines Forstmeisters geboren, hatte schon Hundeshagen ihn im Jahre 1824 als zweiten Lehrer nach Gießen an die eben gegründete Forstlehranstalt zu ziehen gewünscht. Zwistigkeiten zwischen den beiden stark ausgeprägten Persönlichkeiten veranlaßten aber Heyer bereits im Jahre 1831, vor der Eingliederung der Forstlehranstalt in die Universität, auszuschneiden und in die Dienste des Grafen von Erbach-Fürstenau überzutreten, wo er die Forstverwaltung übernahm. Nach Hundeshagens Tod erreichte ihn dann der ehrenvolle Ruf auf dessen Lehrstuhl, dem er gerne Folge leistete. War Hundeshagen überwiegend spekulativ eingestellt, so vereinte sich in Heyer die spekulative Tätigkeit in glücklichster Weise mit der Fähigkeit, aus der Empirie, aus der Betrachtung und Auswertung der zahlreichen im Wald vorliegenden Tatsachen, neue Erkenntnisse zu schöpfen. Er war es, der immer wieder auf den Weg der exakten Untersuchung verwies, der ja in allen Naturwissenschaften allein zu sicheren Schlüssen führen kann. Weltbekannt ist Heyers im

Jahr 1846 erschienene Anleitung zu forststatistischen Untersuchungen geworden, die den Grund legte zur Entwicklung des modernen forstlichen Versuchswesens. Außerdem verfaßte er eine Anzahl bedeutender wissenschaftlicher Arbeiten, von denen sein Buch „Der Waldbau oder die Forstproduktenzucht“, in erster Auflage 1854 erschienen, in 5. Auflage noch im Jahre 1906 von Heß bearbeitet, herauskam und selbst heute noch in allgemein systematisch-methodischer Hinsicht, zum Teil sogar inhaltlich, als vorbildlich bezeichnet werden muß. Aber auch in anderer Beziehung reicht die Spur von Heyers Erdenwallen bis zur Gegenwart, ein schönes Beispiel für die Wahrheit der Worte, die Schiller beim Besuch eines ihm befreundeten Forstmannes diesem in das Stammbuch schrieb: „Frei von des Egoismus Tyrannei reifen Eures stillen Fleißes Früchte einer späten Nachwelt zu.“ Im Gießener Stadtwald links von der Schiffenberger Straße, die zum akademischen Forstgarten und zum Schiffenberg führt, befindet sich eine zusammenhängende Fläche von rund 400 Hektar, die mit etwa hundertjährigen, schönwüchsigen Kiefern bestockt ist. Diese ganze Fläche war zu Heyers Zeiten verödet, mit wenigen abständigen Eichen bestanden, sie diente als Hutfläche und war so gut wie ertraglos. Heyers Energie gelang es schon während seiner ersten Tätigkeit in Gießen (1825 bis 1831), diese ertraglosen Flächen zu kultivieren und, was heute die Stadt Gießen dort erntet, was jetzt den Spaziergänger erfreut, ihm Schatten spendet und Erholung bietet, ist Heyers Tüchtigkeit zu verdanken. Neben ihm wirkten am Forstinstitut **Joh. L. Jos. Klauprecht**, der später einem Ruf an die Landwirtschaftliche Akademie Hohenheim folgte, und Professor **Karl Zimmer**, in ihrer Art tüchtige und erfolgreiche Lehrer, weniger Forscher und deshalb gegenüber dem hellen Stern Heyer verblässhend.

In der Familie Heyer war die Liebe zum forstlichen Beruf, wie ich schon berichtete, eine jahrhundertalte Tradition und die Eignung zum lehrenden und strebenden Forstmann erblich. Der Vater Karl Heyers schon hatte im Bessunger Forsthaus Ende des 18. Jahrhunderts eine Meisterschule für junge Forstleute eröffnet, nach dem Tode Karl Heyers im Jahr 1856 konnte die Universität keinen besseren Nachfolger finden als seinen Sohn **Gustav Heyer**, der schon unter seinem Vater als zweiter Dozent für Forstwissenschaft in Gießen gewirkt hatte und im Jahr 1853 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war. Gustav Heyer war seinem Vater durchaus ebenbürtig. Sein besonderes Arbeitsfeld war die forstmathematische Richtung, die damals in Hessen

außer ihm einen hervorragenden Vertreter in dem Oberförster von Babenhäusen, Martin Faustmann, hatte. Auf dem gleichen Gebiete war in jener Zeit noch der Professor an der forstlichen Hochschule Tharandt, Dr. Max Robert Preßler, bahnbrechend. Aber während Faustmann und Preßler sich auf einzelne Kapitel der Waldwertrechnung und Forststatik beschränkten, gelang Gustav Heyer der große Wurf, das gesamte Gebiet in genialer Weise zu umfassen, vorhandene Lücken zu schließen und in dem berühmten Buch „Anleitung zur Waldwertrechnung“ (1865) den ganzen Stoff in systematischer Weise darzustellen. Heyer wurde damit, auf den Unterlagen von Faustmann und Preßler aufbauend, zum Begründer der modernen Lehre der Waldwertrechnung und der Forststatik, die unter dem Namen der Bodenreinertragstheorie vielleicht das wichtigste, am meisten erörterte Problem der Forstwissenschaft wenigstens auf dem Gebiet der Betriebslehre und Statistik bis herein zur Gegenwart geworden ist. Im Jahr 1868 folgte Heyer einem Ruf der preussischen Regierung als Direktor der neuerrichteten forstlichen Hochschule in Hann.-Münden, im Jahre 1870 einem Ruf als ordentlicher Professor für forstliche Betriebslehre an der Universität München, wo er 1883 starb.

Die Zeit der Wirksamkeit von Karl und Gustav Heyer, das Menschenalter von 1836 bis 1868, war die Blütezeit, die klassische Zeit des Gießener Forstinstituts und hat seinen Ruhm für immer unauslöschlich in die Geschichte der Forstwissenschaft eingetragen. In richtiger Erkenntnis dieser hohen Verdienste haben hessische Forstleute und Freunde der beiden großen Gelehrten und prächtigen Menschen ihnen in Gießen je ein würdiges Denkmal gesetzt, das Karl-Heyer-Denkmal in der Nordanlage und das Gustav-Heyer-Denkmal in den Anlagen am Alten Friedhof, eine Tat, gleich ehrenvoll für diejenigen, denen die Erinnerungsmale errichtet worden sind, wie für jene, die sie errichtet haben. In Dankbarkeit und Pietät habe ich die beiden Ehrenmale ebenso wie die Ruhestätten früherer Gießener Dozenten auf unseren Friedhöfen am heutigen Tag nach Forstmanns Brauch mit grünem Bruch geschmückt.

Lassen Sie mich in Kürze über die nun kommende Zeit hinweggehen. Nicht weil sie unbedeutend war. Keineswegs. Denn die nun folgenden Träger der forstwissenschaftlichen Forschung und Lehre in Gießen waren durchweg Gelehrte von Rang, sie wußten den Ruf unserer Alma mater als hervorragender forstlicher Forschungs- und Bildungsstätte in jeder Hinsicht zu wahren. Aber die Wissenschaft hatte nunmehr

im raschen Flug eine Höhe erreicht, die zunächst einmal nicht zu überbieten war. Das Lehrgebäude war in den Umrisen und im Rohbau fertig, es mußte an die Innenausstattung gegangen werden. Dies gelang in rastlosem Fleiß und unübertroffener Sorgfalt dem verehrten, vielen Teilnehmern an der heutigen Feier noch wohlbekannten Geheimrat Prof. **Dr. Richard Heß**, meinem Vorgänger auf dem Lehrstuhl für forstliche Produktionslehre in der Zeit von 1868 bis 1910. Die mathematische Tradition aber setzte der stille und bescheidene, jedoch tiefschürfende Gelehrte, der ebenfalls vielen von Ihnen noch in bestem Angedenken stehende Geheimrat Prof. **Dr. Karl Wimmer** fort, der Inhaber des Ordinariats für forstliche Betriebslehre vom Jahre 1887 bis 1923 war. Sein Nachfolger wurde der im Juli dieses Jahres viel zu früh verstorbene Professor **Dr. Wilhelm Borgmann**. Seiner am heutigen Tage besonders in höchster Anerkennung und größter Dankbarkeit zu gedenken, ist mir Ehrenpflicht. Denn Borgmann war es, dem, als die Erhaltung des Gießener Forstinstituts in Frage stand, mit seltenem Geschick, unverdrossener Ausdauer und in klarer Erkenntnis der Notwendigkeit es gelang, das Forstinstitut der Landesuniversität nicht nur zu erhalten, sondern ihm dank dem Entgegenkommen und der großen Opferbereitschaft des hessischen Staates und der Stadt Gießen, besonders ihres hochverehrten Oberhauptes, des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Keller, dem dafür auch heute herzlichst gedankt sei, ein eigenes Heim in der Braugasse zu schaffen, das im Jahr 1928 bezogen werden konnte. Es ist ferner das Verdienst Borgmanns, das Forstinstitut durch Angliederung von drei forstlich-naturwissenschaftlichen Abteilungen, der Forstbotanik, Forstzoologie und forstlichen Bodenlehre ausgebaut zu haben. Die heutige Hundertjahrfeier sollte die Krönung seiner Bestrebungen sein. Ich bedauere es auf das tiefste, daß er diesen Ehrentag nicht mehr erleben durfte, bringe ihm aber hiermit den Dank und die Ehrerbietung der Universität und des Forstinstituts dar.

Im Jahre 1904 wurde an unserer Universität eine dritte forstliche Professur für die forstlichen Verwaltungsfächer und Forstgeschichte errichtet, auf diese neu geschaffene Stelle der hessische Oberförster **Dr. Heinrich Weber** als außerordentlicher Professor berufen und im Jahre 1910 zum ordentlichen Professor als Nachfolger von Richard Heß ernannt. Nachdem Heinrich Weber im Jahre 1920 einen Ruf an die Universität Freiburg i. B. angenommen hatte, folgte ihm Professor **Dr. Emil Wimmer**, der im Jahre 1923 wegen Krankheit

emeritiert wurde. Inhaber der dritten forstlichen Professur, die nunmehr auf Forstpolitik, Forstgeschichte und Forstverwaltung erweitert wurde, war vom Jahre 1921—1931 **Dr. Heinrich Wilhelm Weber**, der im Januar dieses Jahres unter so tragischen Umständen aus dem Leben schied. Vorübergehend waren, abgesehen von Wimmer, in der letzten Epoche Inhaber von Gießener forstlichen Lehrstühlen Professor **Dr. Lorey** (1873—1878), Professor **Dr. Stözer** (1879—1880), der hochbetagt in Eberswalde lebende und um die Forstwissenschaft besonders verdiente Geheimrat Prof. **Dr. Schwappach** (1881—1886) und Professor **Dr. Nördlinger** (1886—1887).

Im Jahr 1882 wurde die Hessische forstliche Versuchsanstalt ins Leben gerufen, die in engster Verbindung mit dem Forstinstitut steht, indem die beiden Ordinarien für Produktionslehre und Betriebslehre gleichzeitig Versuchsleiter an der Versuchsanstalt sind. Über 40 größere wissenschaftliche Veröffentlichungen sind bisher aus der Versuchsanstalt hervorgegangen und haben ihr eine geachtete Stellung im deutschen und internationalen forstlichen Versuchswesen erworben und gesichert.

Wie einen Filmstreifen habe ich 100 Jahre Geschichte eines ehrwürdigen, ruhmvollen Instituts unserer Universität vor Ihnen abgerollt. Die Universität blickt mit berechtigtem Stolz und mit Freude auf diese Vergangenheit zurück. Kaum wagt man freilich eine ähnlich glückliche Zukunft zu erhoffen. Deutschland seufzt unter einem wirtschaftlichen Druck, der kaum mehr zu steigern ist. Wirtschaftliche Not tritt uns von allen Seiten entgegen und droht die wissenschaftliche Forschung zu ersticken. Trotz allem aber müssen wir mit allen Mitteln unsere ererbten Kulturgüter erhalten, müssen Wissenschaft und Forschung hochhalten und weiter pflegen, weil nur von ihnen, vom Geiste her, die Erneuerung und der Wiederaufstieg unseres Vaterlands einsetzen kann. Trotz aller Unterdrückung seitens unerbittlicher Gegner, trotz ihres Vernichtungswillens, trotz aller Schande und Schmach, die man Deutschland mit zügelloser, verblendeter Ungerechtigkeit angetan hat, zwingt deutsche Forschung, deutsche Wissenschaft immer wieder der ganzen Welt die höchste Achtung ab. Versänke die deutsche Wissenschaft, dann versänke mit ihr auch Deutschland. Aber Ruinen entstehen nicht durch den Zahn der Zeit, sondern deshalb, weil die Menschen die ererbten Werke der Vergangenheit aufgeben, weil sie nicht mehr den Mut aufbringen und zum Entschluß sich aufraffen, sie zu erhalten, weil die Menschen an Werke und an sich selbst verzweifeln.

Das soll nicht unsere Art sein, sondern das Vertrauen auf unser Wissen und Können, unsere Arbeitskraft und Arbeitsfreude, die Erinnerung an deutsche Vergangenheit und deutsche Leistung soll uns den Glauben an die Zukunft geben und stärken, der wir trotz allem hoffnungsvoll entgegenblicken wollen. Wir können es, wenn wir geloben und es in die Tat umsetzen, daß jeder von uns an der Stelle, an die ihn das Schicksal gestellt hat, seine Pflicht bis zum äußersten treu und restlos erfüllt.

Ludwig Thudichum (1829–1901)

Rettung eines hessischen Gelehrten aus Liebigs Schule.

Von Karl Sudhoff, Leipzig.

Johann Ludwig Wilhelm Thudichum ist geboren am 27. August 1829 zu Büdingen in Oberhessen am Südhang des Vogelsbergs, in der mauerumzogenen Residenz der Grafen von Büdingen. Die Familie Thudichum stammt aus dem schwäbischen Städtchen Marbach am Neckar. Ludwigs Großvater Friedrich Valentin, ein Verwandter des Dichters Schiller, war 1778 von Marbach nach Hessen gekommen und hier zuerst als Hauslehrer, dann als Geistlicher tätig. Dessen Sohn Georg (1794–1873) hat sich als glühend deutsch gesinnter, geistvoller Pädagog und als trefflicher Sophokles-Übersetzer einen Namen gemacht. Als Direktor des Büdinger Gymnasiums pflegte er mit Vorliebe das Turnen und sorgte für den Unterricht auch in Naturkunde und Physik. Den Zeichenunterricht ließ er schon in den untersten Klassen beginnen. Als ältester Sohn Georg Thudichums und seiner Gattin Friederike Baist wuchs Ludwig mit zwei Brüdern und drei Schwestern in sonnigem Haus mit eigenem Garten voll Obst und Weintrauben hoher Güte munter auf, körperlich und geistig behütet, ein zutunliches Kind von früher Beobachtungsgabe. Schon mit fünf Jahren setzte er die Handwerker durch seine Fragen in Erstaunen. Als Knabe trieb er von früh an alle möglichen Künste, arbeitete bei Schlossern, Büchsenmachern, Buchbindern und wurde ein Meister in der Blumengärtnerei. Das ist er bis an sein Lebensende geblieben. Von Kind auf wurde er geübt im Turnen, Wandern, Schwimmen, Schlittschuhlaufen mit den Geschwistern und Schulgenossen, später auch im Tanzen. Frühe schon zeigte er Selbständigkeit, Haltung und Weltgewandtheit, gepflegt durch den Verkehr im Büdinger Schloß. Er las gut vor, deklamierte, dichtete und schriftstellerte beizeiten, predigte sogar in Vertretung des Pfarrers in einem nahen Dorfe. Wie die ganze Familie samt der Kinderschar war auch Ludwig musikalisch begabt. Er nahm als Student Unterricht bei dem italienischen

Gefanglehrer Mario, mit dem er auch in Konzerten auftrat. Dem Klavierspiel, das er meisterlich beherrschte, blieb er durchs Leben treu. Auch für die bildende Kunst hatte er Liebe und Verständnis, was sich später in London im Verkehr mit Ruskin und den Präraffaeliten Rossetti und Burne Jones auswirkte.

Zu Ostern 1847 bezog Ludwig Thudichum die Universität Gießen, um Medizin zu studieren. Er trat dort dem Corps Hassia bei. Sein Vater hatte im Sommer vorher zu Justus von Liebig Beziehungen gewonnen. Die Trockenheit des Juni hatte ihn damals im fürstlichen Schloßgarten eine rieselnde Quelle entdecken lassen, die salzig schmeckte und reichlich Kohlensäure aufwirbelte. Man sendete Proben dieser Quelle an den großen Chemiker, dazu ein Begleitschreiben Georg Thudichums. Liebig sprach sich in einem Briefe vom 20. Juli 1846 günstig über die Quelle aus und besuchte Büdingen im Mai 1847. Der Sohn Ludwig gewann großes Interesse für die junge chemische Wissenschaft; die Berührung mit deren größtem lebenden Meister wurde entscheidend für sein ganzes Leben. Nach eifrigem Medizinstudium trat er 1850 voll vaterländischer Begeisterung als freiwilliger Arzt in die Schleswig-Holsteinische Armee und fand Verwendung als Hilfschirurg im Feldspital Nr. 4 zu Kiel, was ihm sonderbarerweise in Gießen später sehr verdacht wurde, während er selbst für Schleswig-Holstein stets ein warmes Herz bewahrte. Nach Gießen im gleichen Jahre zurückgekehrt, promovierte er dort mit einer Arbeit „Über die am oberen Ende des Humerus vorkommenden Knochenbrüche“ und ließ sich in Gießen nieder. Er arbeitete mit immer wachsendem Interesse bei Justus von Liebig, als dessen Schüler er sich allezeit gefühlt hat. Doch machte sich in Gießen mit den Jahren die Nachwirkung seiner hilfschirurgischen Tätigkeit in der Schleswig-Holsteinischen Armee immer störender geltend, so daß er keine Möglichkeit sah, auf die Dauer dort zu bleiben. Er schreibt darüber an Rudolf Virchow am 19. Oktober 1869: „als mir im Jahr 1853 die Hessen-Darmstädter Regierung durch den . . . Senat die Aula der Universität verschloß und mir, dem Landesbruder und Promovierten der Universität, nicht einmal soviel erlaubte, wie sie einem bettelnden Deklamator zwei Tage vorher zugestanden hatte, — als mir der Konservator des pathologischen Kabinetts ankündigte, daß ich fernerhin in dasselbe nur wie das übrige Publikum Zutritt haben könne, und alles das nur, weil ich als Hilfsarzt im Schleswig-Holsteinischen Heere gedient hatte, verließ ich mein engeres Vaterland und gründete

mir in London eine Existenz und Stellung.“ Subjektiv ist so der Sachverhalt sicher richtig angegeben. Für die Wahl des außerdeutschen Aufenthaltsorts ist ein besonderer Umstand maßgebend gewesen. Noch als Student hatte sich Thudichum mit Charlotte Dupré verlobt. In der Familiengeschichte der Thudichum, die sein Bruder Friedrich, Professor der Jurisprudenz und Vizekanzler der Universität Tübingen, verfaßt hat, wird auf Seite 131 berichtet, wie im September 1849 „Ludwig Thudichums Neuverlobte, Charlotte Dupré, mit dem Postwagen von Gießen angekommen war, um sich den künftigen Schwiegereltern vorzustellen“. Sie war die Tochter eines Frankfurter Kaufmanns J. F. Dupré aus alter französischer Hugenottenfamilie. Mit ihrer Familie war Charlotte später nach London übersiedelt, wo der Vater im Herzen der Welt ein Geschäftshaus begründet hatte, das heute noch im Besitze eines Neffen des Gründers ist und wie von Anfang an mit Eisenerzen handelt. Dieser Magnet also hatte Ludwig Thudichum bestimmt, London zum Aufenthalt zu wählen. Hier sollte er sein ganzes weiteres Leben verbringen. 1854 hat er seine Charlotte heimgeführt; von ihr bekam er sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter. Einer der Söhne, Louis Mader Thudichum, wirkt heute noch im Dupréschen Geschäft.

Neben aller Forscherarbeit hat Ludwig Thudichum die ärztliche Praxis niemals eingestellt; auf sie war in London in erster Linie sein Augenmerk gerichtet. Schon 1854 errang er dort das Diplom als Mitglied des Royal College of Surgeons of England und damit das Recht, in England zu praktizieren, von dem er unverzüglich Gebrauch machte. Im Jahre 1856 wurde er Arzt am St. Pancras Dispensary und, noch nicht 30jährig, 1858 mit Vorlesungen über Chemie an der Grosvenor-Place School of Medicine betraut. Daß er Liebig's Schüler war, hatte ihm den Weg gebahnt. Aber auch auf eigene wissenschaftliche Arbeiten konnte er hinweisen; sie mehrten sich in den fünf Jahren, in denen er die Lehrstelle versah, bis die Schule 1863 einging. Unterdes war er auch Mitglied des Royal College of Physicians geworden. Einen gelehrten Grad in England zu erwerben, war ihm durch die Gießener Fakultätsstatuten unmöglich gemacht. Seine Arbeiten waren zu Anfang noch vorwiegend medizinischer Art gewesen. So hatte er 1852 die Übertragung der Rindviehräude auf den Menschen untersucht, eine Frage also, die auch vorbeugende Gesichtspunkte in sich schließt. Mehr entwicklungsmechanisch gerichtet waren seine Untersuchungen über den Nabel-

schnurbruch im gleichen Jahre, rein chirurgisch die Abhandlung über die Infraktion des Schenkelhalses im nächsten Jahre (1853). In England trat er zuerst mit einer Untersuchung über die Ursache der Blutleere der Arterien in der Leiche hervor, die im Assoc. Med. Journal 1855 erschien. Drei Jahre später veröffentlichte er sein erstes Buch, eine Abhandlung über die Pathologie des Urins samt einer vollständigen Anleitung zur Harnuntersuchung, insgesamt 429 Seiten, in englischer Sprache von J. Churchill in London verlegt, der 1877 auch die zweite Auflage herausbrachte, die auf 570 Seiten gewachsen war.

Am 6. März 1864 trat er mit einer Rede zum 91. Jahrestag der medizinischen Gesellschaft von London in Willis' Rooms (St. James) öffentlich hervor. Er legte hier die Grundsätze dar, die für alle in der öffentlichen Gesundheitspflege vorkommenden Fälle Geltung haben, will man die Staatsarzneikunst, die er als die Anwendung und Durchführung der Gesetze der Vernunft auf das physische Leben der Völker bestimmt, ihrem Ziele als Grundlage alles Glückes wirklich zuführen. Diese Rede steht dem Anfang von Thudichums Wirken noch nahe. Über einen der wichtigsten staatsarzneikundlichen Komplexe hat er für den denkenden deutschen Leser, namentlich auch für die Personen des öffentlichen Dienstes in Deutschland, in einer Arbeit von 1898 grundlegenden Aufklärung geboten. Er behandelt hier die großen Fragen der Wasserversorgung und der Abwässerbeseitigung in ihrem ganzen Umfang und nach allen Richtungen in acht Briefen über öffentliche Gesundheitspflege, die in Tübingen erschienen sind, geschmückt mit zwei vortrefflichen Lichtbildern des Verfassers aus seinem 33. und seinem 60. Lebensjahr.

Ehe er jene Festrede zum Anniversary of the Medical Society of London hielt, noch nicht 35 Jahre alt, hatte er schon eine ganze Reihe anderer Abhandlungen vor die Öffentlichkeit gebracht, so einen toxiologischen Versuch über die Feststellung des Arseniks (1860), eine Arbeit über die Azoturie, eine über Leucic acid und seine Salze, ferner eine Abhandlung über türkische Bäder, für die er sich schon länger interessierte und über die er durch Anlegung eines solchen Bades in seinem eigenen Garten weitere Erfahrungen gesammelt hatte, das später der Anlage seines Privatlaboratoriums weichen mußte. Die meisten dieser Arbeiten sind in den Transactions of the Medical Society erschienen, der letzte ist auch gesondert herausgekommen. Als Stelle seiner Veröffentlichungen wählte Thudichum weiterhin das Journal der Londoner chemischen Gesellschaft, bezeichnend für die

Wandlung seiner Arbeitsrichtung. Dort erscheint schon 1861 seine erste Studie zur Chemie der Galle und der Gallensteine, denen er 1863 ein größeres Werk von über 300 Seiten widmete, in dem er deren Chemie, Pathologie und Behandlung zusammenfassend darstellte. Sich wieder den Fragen der öffentlichen Hygiene zuwendend, schrieb er im gleichen Jahre für das Journal of the Society of Arts, Agriculture and Commerce über eine bewährte Methode zur Sammlung von „excrementious matter“ und für ein Wochenblatt eine Abhandlung, wie man Ödländereien in Blumen- und Fruchtgärten verwandeln könne.

Im Jahr 1864 verlieh ihm die British Medical Association die goldene Hastings-Medaille für eine Arbeit über Harnfarbstoffe (Urochrome), kurz nachher erschien auch eine Untersuchung über Hippursäure im menschlichen Urin und in der „Lancet“ seine erste Veröffentlichung aus seinem ärztlichen Sondergebiet, über Krankheiten der Nasenhöhle, namentlich über Ozäna und Polypen. Es sei nebenbei erwähnt, daß der von ihm gebaute Nasenspiegel in England heute noch als „Thudichum's Speculum“ in Gebrauch ist. Auch in Deutschland fing er an, einen Namen zu bekommen. So wurde er vom Landwirtschaftlichen Verein in Frankfurt a. M. eingeladen, einen Vortrag „Über die Grundlagen der öffentlichen Gesundheit in Städten und auf dem Lande“ zu halten. Von dem nachmals gedruckten Vortrag erwiesen sich zwei Auflagen als nötig. In die speziellen Gebiete der pathologischen Anatomie begab Thudichum sich mit der Untersuchung der Struktur des Rückenmarks bei einem schnell verlaufenden Falle von „Wasting Palsy“, d. i. von progressiver Muskelatrophie.

1865 war Thudichum Lecturer on pathological chemistry am St. Thomas-Hospital geworden, zugleich war ihm die Leitung des an diesem Krankenhaus errichteten chemisch-pathologischen Laboratoriums übertragen worden, zweifellos ein Amt von großer Bedeutung für die Sache wie für ihn selbst, das er bis 1871 versah. Hatte er doch schon lange „eine weitere Ausnutzung der Chemie für die Zwecke der Physiologie und der klinischen Heilkunst“ als sein eigentliches Ziel erkannt.

In der Medizinischen Abteilung des Privy Council war man auf ihn und seine Arbeiten aufmerksam geworden. Der weitschauende Sir John Simon, Principal medical officer dieser Behörde, beauftragte ihn, weitere Untersuchungen in pathologisch-chemischer Richtung anzustellen, teils zur Information des Privy Council, teils zur

späteren Veröffentlichung in den „Reports on chemical researches to promote and improve identification of disease“. Solche Arbeiten aus Thudichums Feder sind von 1864 bis 1882 als Anhänge zu den „Reports of the medical officer of the Privy Council“ erschienen.

Vergegenwärtigen wir uns durch einige Angaben die Gebiete, auf denen sich seine Untersuchungen im Auftrage dieser Behörde bewegten. Er beginnt mit einer illustrierten Darstellung der parasitären Krankheiten der Vierfüßler, die zu Schlachtzwecken Verwendung finden (160 Seiten). Es schließen sich an chemische Forschungen über die Cholera (60 Seiten mit 40 Tabellen), 1867 eine Einführung in seine Untersuchungen zur Erlangung zuverlässiger chemischer Verfahren zur Krankheitsfeststellung, die er dann 1868 und 1869 in umfangreichen Einzeldarstellungen weiter führt, beispielsweise über Leberdegeneration, über Diabetes, über gelbe Leberatrophie, Harnfärbungen, Säuren im Urin. Hier gab er auch 1874 seine ersten Forschungen über die Chemie der Gehirnssubstanzen, die in weiteren Mitteilungen 1876, 1878, 1880 ihre Fortsetzung fanden und 1874 ihre erste Zusammenfassung erhielten, in einem „Treatise on the chemical constitution of the brain, based throughout upon original researches“ auf rund 280 Seiten. Gerade mit dieser Erforschung der chemischen Substanzen im Zentralnervensystem ist Thudichums Name dauernd aufs engste verbunden geblieben. Hat er doch die Mehrzahl der dabei in Betracht kommenden chemischen Stoffe zum erstenmal aufgezeigt, wie schon seine Namengebungen dartun. Das ergibt sich überzeugend aus der 1930 erschienen Darstellung der „Chemie der Cerebroside und Phosphatide“ von S. Thierfelder und E. Klenk. Dort werden zu diesem Gegenstand allein zehn gesonderte Abhandlungen Thudichums aus den Jahren 1874 bis 1899 angeführt. Dazu kommt als Abschluß in Thudichums Todesjahr eine zusammenfassende Darlegung der „chemischen Konstitution des Gehirns des Menschen und der Thiere“, Tübingen 1901 (339 Seiten), in der er es selbst ausspricht, „daß diesen Untersuchungen über die chemische Konstitution des Gehirns seine besten Kräfte gewidmet gewesen sind“. Was das bedeuten will, wird einem erst recht klar, wenn man aus seinem Mitarbeiterkreis erfährt, über welche ganz außergewöhnliche Arbeitsfähigkeit, Arbeitsausdauer und -kraft er verfügte. Er arbeitete für drei und nahm sehr selten Urlaub, trotzdem er bis ins hohe Alter auch Nachtarbeit nicht vermied. Selbst Liebig bewunderte die von ihm geleistete Arbeit,

zumal sich diese auf den schwierigsten Arbeitsgebieten bewegte. Dahin gehören unbedingt seine Hirnforschungen, bei denen er Probleme gesehen und zu lösen gesucht hat, die heute die Psychiatrie beschäftigen. Er sah Zusammenhänge von Störungen des Gehirns mit Anomalien chemischer Vorgänge des Gesamtkörpers, die sich zu Beginn nur durch feinste chemisch-diagnostische Beobachtungen erschließen lassen, so lange auch nur ganz allgemeine Nervenstörungen auf Pathologisches hindeuten. Seine meisten Arbeiten, auch die über das Gehirn, wurden in seinem Privatlaboratorium (zuerst Pembroke Road 3, später Pembroke Gardens 11) ausgeführt. Er durfte sich dafür lange Zeit staatlicher Beihilfe erfreuen. Außer dieser langen Reihe chemischer Untersuchungen über das Gehirn sind von Thudichum auch noch andere Untersuchungen in den Berichten unter Leitung Sir John Simon's, später Sir George Buchanans, erschienen und dem Parlament als Blaubücher vorgelegt worden.

Ludwig Thudichum war in London völlig heimisch geworden. Als Pferdeliebhaber ritt er täglich zu seiner Erfrischung im Hyde Park, auch liebte er es, von seiner Wohnung in den Pembroke Gardens in selbst geleitetem Phaeton mit seinen Assistenten aufs Land zu fahren, zu Picknicks bei Jack Straw's Castle (Hamstead) und im Richmond-Park. Er war Mitglied der Freimaurerloge in Richmond. 1866 erhielt er die silberne Medaille der Society of Arts, Manufacture and Commerce für eine Darstellung der Fleischverderbnisse, soweit sie die Volksgesundheit schädigen, die im Journal dieser Gesellschaft veröffentlicht wurde. Im Monthly Microscopical Journal legte er 1868 die Beziehungen mikroskopischer Pilze zu den großen epidemischen Krankheiten, namentlich der Cholera, dar; in der „Lancet“ teilte er wiederum Neuerungen in der Behandlung der Nasenhöhlen-Erkrankungen mit. Auch gab er 1869 eine illustrierte Monographie über Nasenpolypen, Ozäna und ihre erfolgreiche Behandlung, ein Thema, auf das er immer wieder zurückkam. Noch 1897 und 1898 schrieb er weitergreifend über Entzündungen, Abszesse und Tumoren der Siebbeinzellen und anderer Nebenhöhlen der Nase. Auf dem Gebiete der praktischen Medizin bemühte er sich vor allem auch um den Ausbau der Elektrotherapie. Doch seine wissenschaftliche Arbeit diente ganz vorwiegend der chemischen Seite medizinischer Forschung, wobei er auch die Spektralanalyse mit in den Kreis seiner Untersuchungsmittel hineinzog. Allein und mit andern trat er immer wieder im Journal der Londoner chemischen Gesellschaft ans Licht der Öffent-

lichkeit. So schrieb er über Konstitution und Reaktionen des Tyrosins, über Oxalsäure-Verbindungen des Silbers, über Stickstoffbestimmungen, über das Auftreten von Essigsäure und Ameisensäure bei der Zersetzung der Harnfarbstoffe, über die Vorgänge bei der Eiweißzersetzung. Einen Aufsatz über normale freie Säure im Urin, die Kryptophansäure, ließ er 1870 im Zentralblatt für die medizinische Wissenschaft erscheinen. Als Ergebnis langer Untersuchungen über den Wein, seine Entstehung, Natur und Verwendung gab er 1871 in Gemeinschaft mit seinem Schwager August Dupré (1835—1907) ein umfangreiches Werk von 760 Seiten heraus. Über denselben Stoff hielt er 1873 Cantor-Vorlesungen vor der Londoner Society of arts. Er ließ 1872 einen illustrierten Leitfaden der chemischen Physiologie erscheinen mit Einschluß ihrer Berührungspunkte mit der Pathologie, befaßte sich erneut mit den Gallenfarbstoffen, auch in polemischer Form, z. B. in Liebigs Annalen der Chemie und in Pflügers Archiv. In neuerlichen Cantor Lectures sprach er 1876 über Liebigs Entdeckungen und philosophische Gedanken. Mit seinem Assistenten C. J. Ringzett veröffentlichte er Untersuchungen über Hämin, Hämatin und eine phosphorhaltige Substanz in den Blutkörperchen. Mit der Säurebildung im Menschenharn befaßte sich eine Untersuchungsreihe in Pflügers Archiv. Sein Führer in die Harnanalyse und die Pathologie des Urins erlebte 1877 seine zweite Auflage. In den Jahren 1879 und 1881 ließ er zwei Bände Jahrbücher der chemischen Medizin hinausgehen (Annals of Chemical Medicine, including the application of Chemistry to Physiology, Pathology, Therapeutics, Pharmacy, Toxicology and Hygiene) — ein gescheiterter Versuch! — 1880 gab er in den Proceedings of the Royal Society of Medicine, zu deren Mitglied er 1863 gewählt worden war, seine Untersuchungen über Veränderungen des Kali-Spektrums bei Gegenwart von Phosphorsäure bekannt, desgleichen eine Darstellung der anorganischen Basen und Salze, die sich in Hirnauszügen finden.

Im Jahre 1882 kam er im Journal für praktische Chemie mit den Ergebnissen seiner Untersuchungen über Phrenosin, einen neuen, stickstoffhaltigen phosphorfreen spezifischen Gehirnstoff heraus, ein Jahr später in Moleschotts Beiträgen mit seinen Forschungen über die Reaktion des Bilirubins mit Chloroform im Sonnenlicht. Auch ließ er Hilfsbücher zur physiologischen Chemie und zur Hygiene in Druck legen (Aids to Physiological Chemistry 1884 und Aids to Public Health 1885), deren zweites 1890 in 2. Auflage erscheinen konnte.

Schon 1886 hatte er in Berlin bei A. Hirschwald Grundzüge der anatomischen und klinischen Chemie veröffentlicht und das inhaltreiche Buch als „Analecten für Forscher, Ärzte und Studierende“ bezeichnet. Es kam ihm hier nur auf besonders wichtige Gebiete an, ohne daß er das ganze Gebiet hätte erschöpfen wollen, wie es ein Handbuch der allgemeinen Chemie hätte anstreben müssen. Der klinischen Chemie war nur ein geringer Raum vorbehalten; für sie wird ein zweiter ergänzender Band in Aussicht gestellt, zu dem es anscheinend nicht gekommen ist. Vorausgeschickt ist den Analecten eine wichtige allgemeine Betrachtung „Über die chemischen Probleme der Heilkunst und die Ursachen, welche ihre Lösung verzögern“. Er ließ diesen auch heute noch lesenswerten Erguß gleichzeitig in der Med. Press und gesondert in London erscheinen.

In kleineren Veröffentlichungen in Zeitschriften und Broschüren beschäftigte er sich mit der Bedeutung von Liebig's Fleischextrakt, mit der Ästhetik des Weingenußes, mit seinem Einfluß auf die Gesundheit, mit alkoholischen Getränken überhaupt, mit der Peruanischen Coca und ihrem Kräftigungs- und Heilwert, gab auch ein dickleibiges Werk von 700 Seiten über den Geist der Kochkunst heraus: *The Spirit of Cookery, a popular Treatise on the History, Science, Practise and ethical and medical import of culinary art, with a dictionary of culinary Termes* (1895); dem er 1896 ein praktisches illustriertes Weinbuch folgen ließ: *A Treatise on Wines, their Origin, Nature and Varieties with practical Directions for Viniculture and Vinification*. Im gleichen Jahr 1896 ließ er nochmals in Deutschland und England Aufsätze über Bilirubin und Gallensteine erscheinen, denen sich 1897 in Virchow's Archiv ein weiterer über das sog. Urobilin und die damit in Verbindung gesetzten physiologischen und pathologischen Hypothesen anschloß.

Am den Schluß des Verzeichnisses seiner Veröffentlichungen am Ende der „Briefe über öffentliche Gesundheitspflege“ setzte er in Faksimilierung eigener Schriftzüge das Wort: „Nur nach dem Baum, der Früchte trägt, wirft man mit Steinen“ (Arabisches Sprichwort), eine Abwehr, aber doch zugleich ein Bekenntnis zur Tragik seines wissenschaftlichen Lebens, die gewiß nicht darin liegt, daß fast sein ganzes Erleben auf Kampf eingestellt war, sondern darin, daß er sich schließlich doch nicht durchzusetzen vermochte in der wirklichen Anerkennung dessen, was er geleistet und geschaffen hatte, daß er sogar noch erleben mußte, daß von ihm schon restlos Entdecktes als neu Erfundenes

unter anderem Namen Kurs bekam. Am meisten vielleicht hat es ihn geschmerzt, daß er auch in Deutschland einflußreiche Gegner fand — man darf sagen: größtenteils zu Unrecht. In England hat dies ihm seine ohnehin nicht leichte Stellung ungebührlich erschwert, wie er klar erkannte und aussprach: „. . . hätte ich nicht hier in London und in England neben meiner persönlichen eine öffentliche Stellung, welche wesentlich durch meine Tätigkeit auf medizinisch-chemischem Gebiet charakterisiert und bedingt ist. Diese Stellung erlaubt mir nicht (wie mich die Erfahrung belehrt hat), die in Ihrem Brief enthaltenen Verdächtigungen meiner Untersuchungen mit Stillschweigen hingehen zu lassen.“ So hat er 1869 an Virchow geschrieben in bezug auf Äußerungen Hoppe-Seylers in Virchow-Hirschs Jahresbericht. Virchow erkannte die Berechtigung seiner Beschwerde an und ersuchte Hoppe-Seyler, die Sache gut zu machen. Hoppe-Seyler schrieb in diesem Sinne an Thudichum, der die Entschuldigung annahm. Doch wurden seine Arbeiten auch weiterhin in deutschen Fachzeitschriften in gleich einseitiger Weise besprochen, und dabei ist es im Grunde fast bis heute geblieben: Schicksal dessen, der seiner Zeit voraus ist!

In England mag die Förderung, die Thudichum (mit andern) durch den Medical Officer des Privy Council, Sir John Simon und dessen Nachfolger Sir George Buchanan, Medical Officer of the Local Government Board, gefunden hat, ihm Neider geschaffen haben, was z. T. den Gang der folgenden Ereignisse beeinflusste.

Im Juli 1877 erschien in London anonym eine geradezu vernichtende, wenn auch ungerechte Kritik von Thudichums chemischen Arbeiten in der *British and Foreign Medico-Chirurgical Review* Vol. LX (dem letzten Band dieser Reihe, der erschienen ist). Ihr Verfasser, Professor Gamgee, setzte diese Kritik 1880 fort in seinem Lehrbuch der physiologischen Chemie, damit zugleich seine Anonymität aufgebend. Durch diese und andere Angriffe wurde, wie es Thudichum vorausgesehen hatte, sein Verhältnis zur Regierung gestört, was ja wohl auch der Zweck solcher Anzapfungen gewesen sein mag. Jedenfalls zog sich Thudichum, der eben noch 1878 Mitglied des Royal College of Physicians geworden war, nun mehr auf sein ärztliches Tätigkeitsfeld zurück, wo es ihm an Befriedigung und Dank nicht fehlte, auch bei den Kollegen, die ihn in den Jahren 1883 und 1884 zum Präsidenten der West-London Med.-Chirurg. Society wählten. Auch ward er ordnierender Arzt am Queens Jubily Hospital Brompton. Seine chemischen Untersuchungen setzte er nebenher in

seinem Privatlaboratorium in den Pembroke Gardens fort, und aus dessen treu verwahrten Beständen sollte ihm, wie wir noch sehen werden, eine späte Rechtfertigung erblühen.

Er selbst schrieb einmal an Virchow, „er sei nichts, wenn er nicht Chemiker und Mediziner in einem sein könne, aber in dieser Vereinigung liege gerade auch die Schwierigkeit seiner Stellung“. Mehr aber noch als das Erlöschen seiner Beziehungen zum Local Government Board bedeutet einen Wendepunkt in seiner chemisch-medizinischen Betätigung das Scheitern seines Versuches, eine besondere Zeitschrift für physiologische Chemie zu gründen. Mag sein, daß es für eine solche Zeitschrift in England noch zu früh war. Tatsächlich wurde dort der Faden erst 1906 mit dem „Biochemical Journal“ wieder aufgenommen. Trotzdem kann man ihn mit Recht den ersten englischen Biochemiker nennen.

Ausgegangen ist er von der Chemie des Harns, der Gallenfarbstoffe und Gallensteine. Die Originalität der Ausblicke in seinen früheren Arbeiten nahm Dr. John Simon (den späteren Sir John Simon F. R. S.) gefangen und es ist schwer auszudenken, wie stark Thudichums weiterer wissenschaftlicher Lebensgang durch diesen außergewöhnlichen Mann bestimmt wurde. Manches Originelle brachte schon seine Arbeit über Trichinose, deren unmittelbarer Anstoß von den großen, fast epidemischen Trichinenerkrankungen auf dem Festland ausgegangen war. Maßgebender wurde die Untersuchung über färbende Stoffe in Urin, Galle und Blut, die eine seiner Leitlinien bildet, bei der er höchst kennzeichnend auch das Spektroskop mit heranzog. Noch bezeichnender ist die Art, in der er die färbenden organischen Stoffe in eins zusammenschaute in der Gruppe der Luteine, die auch Pflanzen- und Blutfärbungen einbezog. Nachfolge ließ hier lange auf sich warten; erst spät rückten die Lipochrome in diese Reihe. Seine reifsten Werke voll erstaunlicher Ergebnisse unendlicher Mühe, Geduld und zähen Beharrens auf sicher erkanntem Forschungsweg brachten die Untersuchungen über das Gehirn mit ständigem Hinblick auf den Nervenstoffwechsel. Sie fanden eigentlich erst einigermaßen Beachtung seit dem Erscheinen des deutschen Buchs über die chemische Konstitution des Gehirns in Thudichums Todesjahr. Er hatte große Erwartungen darauf gesetzt, wie uns durch die Nachricht eines Freundes über einen Abendspaziergang mit ihm am 6. September 1901 verbürgt ist. Das goldene Doktordiplom von Gießen, das kurz vorher eingetroffen war, hatte die hoffnungsvolle Stimmung noch erhöht.

Am andern Morgen (7. September) erlag Thudichum einer Hirnblutung, die ihn beim Ankleiden betroffen hatte.

Freilich wurde auch diese letzte Veröffentlichung, fast könnte man sie Verlautbarung nennen, eigentlich nur als Fundgrube benutzt, aus der man entnahm, ohne Thudichum zu nennen. Vielfach half man sich durch die Kennzeichnung seiner Endergebnisse mit dem Bemerken, es handele sich dabei mehr um Gemische, als um wirklich reine, chemische Stoffe, was gleichzeitig als Rechtfertigung dafür dienen mußte, daß man sich durch Umbenennung Präparate als selbstgefundene aneignete, die Thudichum tatsächlich schon in reinsten Gestalt isoliert, dargestellt, mitgeteilt und anders benannt hatte. Erst in allerletzter Zeit ist dieses ganze verächtliche Verhalten in seiner vollen Haltlosigkeit aufgedeckt worden durch Professor D. Rosenheim in London, der sich seit mehr als zwei Jahrzehnten mit den Leistungen L. Thudichums und mit seiner Persönlichkeit befaßt und dem das Andenken Thudichums so gut wie alles verdankt. Nicht nur, daß er sich um die Aufhellung seines Wirkens grundlegende Verdienste erworben hat: er hat obendrein seine ganzen Untersuchungsergebnisse über ihn dem amerikanischen Forscher Drabkin an der Universität Philadelphia, der gleichfalls schon lange über Thudichum arbeitet, für eine größere biographische Arbeit zur Verfügung gestellt, die im kommenden Jahre erscheinen soll. Auch für die vorliegende biographisch-ergographische Skizze hat D. Rosenheim in London vielerorts die zuverlässigsten Quellen freundlichst dargeboten und zur freiesten Benutzung gespendet, wie hier ganz besonders hervorgehoben und dankbarst bescheinigt werden soll.

Schließlich ist Rosenheim auch noch ein letztes, völlig Entscheidendes geglückt. An den im Laboratorium der Pembroke Gardens beiseite gestellten Originalpräparaten aus der großen Forscherzeit Thudichums, die samt Notizen und Laboratoriumsbüchern wieder aufgefunden wurden, ergab sich bei der Nachprüfung, bis zu wie hohem Grade chemischer Reinheit Thudichum in seinen Präparaten der Gehirnssubstanzen gelangt war: sie sind so „rein“, wie die seiner Nachtreter. So ist Rosenheims Ausstellung von Thudichums Originalpräparaten von Phrenosin, Kerasin, Glykoleuzin usw. bei einer Zusammenkunft der Biochemical Society im University College zu London am 14. März 1930, worüber in „Chemistry & Industry“ vom 21. März 1930 berichtet wurde, zur vollen Ehrenrettung für den großen deutsch-englischen Biochemiker geworden. Man erkennt ihn nun wirklich als den Begründer der modernen Hirnchemie, indem er

Kephalin, Sphingomyelin, Phrenosin, Kerasin und anderes chemisch darstellte, auch indem er eine neue Aminosäure als Glykoleuzin isolierte, die jetzt nur den neuen Namen Norleuzin erhalten hat. Kein Geringerer als Emil Abderhalden hat die Zuverlässigkeit einiger Analysen und Präparate Thudichums bestätigt. Ehre ihm und D. Rosenheim für ihr unermüdbares Bemühen um das Ehrengedächtnis von Ludwig Thudichum, dessen Arbeitsleistung auf damals noch wenig bebautem Feld, aus genialischer Veranlagung hervorgegangen, als wahrhaft groß zu rühmen ist.

Seine getreue Gattin hat ihn um vierzehn Jahre überlebt und ist siebenundachtzigjährig 1915 verstorben, treu gehegt durch ihre Töchter, deren eine, nach der Mutter Charlotte genannt, als Konzert- und Oratoriensängerin einen Namen hat.

Eine Übersicht über Thudichums ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit geben das Verzeichnis der gedruckten Werke in seinen Briefen über öffentliche Gesundheitspflege (Tübingen 1898) S. 139 ff. und die Titel im Index Catalogue of the library of the surgeon-general's office, United States Army, Vol. 14 (Washington 1893) 514 ff. und Second Series, Vol. 18 (1913) 198.

Carl Vogts Enthebung von seiner Gießener Professur 1849.

Von Georg Lehnert.

Am 23. Juni 1849 wurde Carl Vogt, auf dessen Wirken an der Universität seiner Vaterstadt man bei seiner Berufung am 1. Dezember 1846 so große Hoffnungen gesetzt hatte¹⁾, von der hessischen Regierung seiner Professur für Zoologie enthoben. Daß diese Maßregelung eine Folge der sich immer radikaler entwickelnden politischen Tätigkeit Vogts, zuletzt als Mitglied der Reichsregentschaft zu Stuttgart, war, ist bekannt. Raam bekannt aber ist, wie das hessische Ministerium sein Vorgehen begründet hat. So dürfte die Veröffentlichung dieser Motivierung aus den Akten des Gießener Universitätsarchivs wohl auch für weitere Kreise nicht ohne Wert sein. Das Entlassungsdekret selbst berührt die eigentlichen Gründe überhaupt nicht, sondern stützt die Entlassung sozusagen nur durch formale der Regierung zustehende Rechte. Es lautet nämlich:

Ludwig III p. p.

Nachdem wir Uns bewogen gefunden haben, den außerordentlichen Professor bei der philosophischen Fakultät Unserer Landes-Universität Dr. Carl Vogt zu Gießen unter Bezugnahme auf den im § 39 des Landtagsabschieds vom 1. März 1824 erklärten Vorbehalt und auf den Art. 9 der Verordnung vom 16. August 1832, die Aufstellung der definitiven Etats betreffend²⁾ kraft dieses, seines Dienstes zu entlassen, so ist sich hiernach gebührend zu achten.

Darmstadt, am 23. Juny 1849

Reuling.

¹⁾ Der Mediziner von Ritgen beginnt sein Referat für den Senat mit den Worten: „Meines Ermessens würden wir uns Glück wünschen können, wenn Dr. C. Vogt für die erledigte Professur gewonnen würde.“

²⁾ Regierungsblatt Nr. 72 vom 1. September 1832, S. 547.

Gleichzeitig mit diesem Dekret ging aber der Universität eine vom Minister Jaup³⁾, ehemals selbst Professor in Gießen, unterzeichnete Begründung zu, der man es ansieht, daß es ihm schwer wurde, gegen ein Mitglied des akademischen Lehrkörpers so scharf vorgehen zu müssen. Dieses Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

Darmstadt, am 23. Juni 1849.

Das Großherzoglich Hessische
Staats-Ministerium

an

die Großherzogl. Landes-Universität Gießen.

Bei Übersendung der nachstehenden Decrets-Abschrift, aus welcher Sie die erfolgte Dienstentlassung des Großherzogl. Professors Dr. Vogt zu Gießen ersehen werden, können wir nicht umhin, Ihnen Folgendes zu eröffnen.

Wir haben, dessen sind wir uns bewußt, bisher wohl bewiesen, daß politische Äußerungen der Staatsregierung keine Veranlassung geben, gegen einen Staatsangehörigen einzuschreiten, so lange dergleichen Äußerungen nicht in ein Verbrechen übergehen. Nicht minder haben wir die Richtung, welche der Großherzogl. Professor Dr. Vogt in politischer Beziehung genommen, mit Nachsicht beurtheilt und gegen die von demselben seit der Bewegung im März v. J. beobachtete Haltung die äußerste Duldsamkeit geübt.

Indessen läugnen wir nicht, daß schon öffentliche Vorträge des Professor Vogt, worin nicht nur eine völlige Mißachtung alles Bestehenden in Staat und Kirche zur Schau getragen, sondern auch Religiosität, Moral und Schicklichkeit mit Füßen getreten wurden, uns auch im Interesse der Universität überhaupt und ihres Rufes bezweifeln ließen, ob der genannte Staatsbeamte bei solcher Frivolität der Gesinnung und Grundsätze fernerhin als Lehrer der academischen Jugend in Thätigkeit verbleiben könne. Jeder Zweifel in letzterer Hinsicht mußte aber

³⁾ Dr. Heinrich Karl Jaup, Privatdozent 1803, Assessor der Juristen-fakultät und außerordentlicher Professor der Rechte 1. April 1804, ordentlicher Professor 15. Dezember 1806, Geheimer Referendar im Staatsministerium 28. März 1815, Geheimer Staatsrat 1820, dann in mehrfach wechselnden höheren Ämtern, Minister des Inneren 16. Juli 1848, wirklicher Geheimer Regierungsrat 28. Juni 1850, als solcher in verschiedenen Stellungen tätig: Allg. Deutsche Biographie 13, 733.

verschwinden, seitdem es sich nach den neuesten Ereignissen nicht mehr allein um Meinungen, sondern um thatsächliche Anmaßungen handelt, mit welchen Vogt als Mitglied der sogenannten Reichsregentschaft zu Stuttgart in gewaltsamem Angriff gegen die staatliche Ordnung in Deutschland aufgetreten ist.

Die in der abschriftlich anliegenden Verkündigung der s. g. Reichsregentschaft vom 18. d. M. enthaltene Aufforderung zu den Waffen für Baden und Pfalz ist in Bezug auf diejenigen Länder, welche von Baden feindlich angegriffen wurden, wie das Großherzogthum Hessen, nichts Anderes, als eine Kriegserklärung. In gleicher Weise erklärt sich Vogt in der von der gedachten Reichsregentschaft erlassenen, von ihm mitunterschiedenen „Verordnung“ vom 17. d. M., worin in denjenigen Landestheilen Deutschlands, in welchen die Regierungen sich nicht bestimmt finden können, zur Bildung der Volkswehr nach den von der sogenannten Reichsregentschaft aufgestellten Grundsätzen zu schreiten, die Behörden der Provinzen, Kreise, Bezirke und Gemeinden aufgefordert werden, unverzüglich das eigenmächtig erlassene Gesetz selbständig, mithin gegen die Absichten der Regierung, zur Ausführung zu bringen, worin sodann der zweite Heerbann in Württemberg, den beiden Hessen etc. aufgeboden wird, um unverzüglich nach Baden und Rheinpfalz dirigirt zu werden, worin ferner die bestehende Bürgerwehr ermächtigt wird, die badische Grenze, wo sie ihr am nächsten liegt, als Freiwillige zu überschreiten und dem Kriegsschauplatz zuzueilen, sonach mit gegen hessische Truppen zu Feld zu ziehen, zum Feind der Regierung des Landes, in welchem er seither die Stelle eines Lehrers bekleidet hat.

Bei solchen Handlungen konnte sich die Staatsregierung durch keine Gründe, welche sie sonst wohl zur Nachsicht gegen einen öffentlichen Lehrer bestimmt haben würden, davon abhalten lassen, zur alsbaldigen Entfernung des Professors Vogt vom academischen Lehramte zu schreiten, ohne ihm gleichzeitig einen Ruhegehalt auszusetzen, wozu sie nach dem in § 39 des Landtagsabschieds von 1824¹⁾ erklärten Vorbehalte und nach Art. 9 der Verordnung vom 16. August 1832, die Aufstellung der definitiven Etats betreffend, vollständig berechtigt war.

¹⁾ Verhandlungen der 2. Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen im Jahre 1823/24, Beilagen Bd. 4, S. 63. Über die Verhandlungen in den Kammern vgl. ebenda, Protokolle Bd. 1, Heft 3, S. 150 und Bd. 2, Heft 4, S. 35; Verhandlungen der 1. Kammer, Protokolle, Heft 2, S. 103.

Allerdings verkennen wir nicht, wie unangenehm die Anwendung des erwähnten Vorbehaltes auf einen Lehrer ist, der zu seinem Amte berufen wurde, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß nur dringende Verhältnisse uns hierzu aufzufordern vermochten, allein die Bewilligung eines Ruhegehalts an Professor Vogt nach einer kaum zweijährigen Dienstzeit⁵⁾ konnten wir ebensowenig mit unseren Pflichten vereinbar machen als dessen fernere Belassung in seinem Lehramte.

Der in § 39 des Landtagsabschieds von 1824 ausgesprochene Vorbehalt wurde von den Ständen auf dem Landtage von 1823/24 beantragt, und gerade ein Mitglied der Landes-Universität — der inzwischen verstorbene Geheime Medicinalrath Dr. Balser⁶⁾ — war es, welches damals mit Rücksicht auf den hohen Stand des Pensions-etats bei der zweiten Kammer der Landstände den Antrag stellte, die Staatsregierung zu ersuchen, künftig nur dann eine definitive Anstellung mit den durch die Dienstpragmatik den Staatsdienern zugesicherten Pensionsansprüchen eintreten zu lassen, wenn der Anzustellende in einem Zeitraum von 5 Jahren seine Brauchbarkeit für den Verwaltungszweig bewiesen habe, für welchen man seine Thätigkeit in Anspruch nehme. Daß aber der fragliche Vorbehalt sich nicht bloß auf Erfahrungen, die über Befähigung und Brauchbarkeit im Dienstsache des Angestellten gemacht werden könnten, sondern auch auf sittliche Haltung beziehen sollte, geht aus den landständischen Verhandlungen über jenen Antrag, der von beiden Kammern zum Beschlusse erhoben wurde, hervor. Insbesondere war es wieder ein Mitglied der Landes-Universität — der damalige Universitäts-Kanzler⁷⁾ — welches bei der Berathung in der ersten Kammer erklärte, wie der Beschluß der zweiten Kammer für den Staatsdienst große Vortheile verspreche, indem der Regierung während der fünfjährigen Probezeit die Möglichkeit gegeben werde, den neu angestellten Staatsdiener hinsichtlich seiner Fähigkeit, seines Fleißes und seines moralischen Characters genau kennen zu lernen.

⁵⁾ Vogts Vereidigung fand erst am 1. Mai 1847 statt.

⁶⁾ Dr. Wilhelm Balser, vom 5. Januar 1804 bis 5. Januar 1846 Professor der Medizin, vgl. Allg. Deutsche Biographie 2, 24.

⁷⁾ Dr. iur. Franz Joseph Freiherr von Arens, Privatdozent der Rechte 20. September 1803, außerordentlicher Professor 16. Juni 1804, ordentlicher Professor 10. Dezember 1806, Kanzler seit September 1820. Von Ende 1833 ab zweiter, dann erster Präsident des Oberappellationsgerichts Darmstadt: Allg. Deutsche Biographie 1, 517.

Wenn wir nach dem Vorstehenden kein Bedenken tragen konnten, den fraglichen Vorbehalt auch im vorliegenden Falle für wirksam zu erkennen, überhaupt die Anwendbarkeit dieses Vorbehaltes, von welchem ohnehin nur in den äußersten Fällen Gebrauch gemacht wird, auf berufene Lehrer anzunehmen, insofern nicht bei der Berufung ausdrücklich das Gegentheil bestimmt wurde, so betrachten wir es auf der andern Seite als sich von selbst verstehend, daß bei Berechnung der fünfjährigen Probezeit die Dienstjahre in Anrechnung kommen müssen, welche ein berufener Lehrer früher in anderen Staaten als Staatsbeamter zugebracht hat.

Es ist uns ein Anliegen, Ihnen diese Ansichten offen mitzutheilen.

Jaup.

Daß mit dem vom Ministerium angezogenen Aufruf der Reichsregentschaft diese, wie ja auch in anderen ihrer Rundgebungen, in der That die Sache der badisch-pfälzischen Revolutionäre ganz zu ihrer eigenen gemacht hatte, zeigt sein Text:

Deutsche! Als im vorigen Jahre jene glorreiche deutsche Erhebung stattgefunden, die Fürsten sich demüthig vor der Allmacht des Volkes gebeugt und seinen gerechten Forderungen nachgegeben hatten, da glaubte man ihren Zusicherungen und überließ die Vollendung des Werkes deutscher Einheit und Freiheit einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Nationalversammlung.

Das Werk ward vollendet, eine Verfassung geschaffen, und Deutschland durfte erwarten, daß hiermit der große, durch Jahrhunderte geführte Kampf um Einheit und Freiheit in einer Weise gelöst sein würde, die der gebildetsten Nation der Erde würdig sei. Aber das Maß menschlicher Täuschungen sollte für das deutsche Volk überfüllt werden. Mit frevelndem Übermuth ist ein Kampf hervorgerufen worden, der das gehoffte Glück, die gehoffte Wohlfahrt des Volkes in unabsehbare Ferne hinausrückt. Es bleibt den Deutschen nichts übrig, als den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen oder sich ohne Gegenwehr der Willkürherrschaft zu überantworten. Die Heere verfassungsfeindlicher Fürsten, das Heer des Königs, der die mit Selbstverläugnung gebotene erste Krone Europas aus der Hand des Volkes verschmähte, haben die Grenzen jener Landestheile überschritten, die sich für die ungeschmälerte Durchführung der deutschen Verfassung erhoben.

Die Nationalversammlung hat Baden und die Rheinpfalz unter den Schutz des Reiches gestellt, sie hat das deutsche Volk aufgerufen, die Reichsverfassung zu schirmen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie hat uns zu diesen Zwecken mit der Aufstellung eines Reichsheeres und mit der Organisation der Volksbewaffnung beauftragt.

Die deutschen Regierungen, welche die Reichsverfassungen anerkannt haben, sind von uns aufgefordert worden, einen Theil ihrer stehenden Heere zur Bildung des Reichsheeres zu stellen. Aber das ganze Volk muß wehrhaft sein, wenn sein Wille ausgeführt werden soll, und in dem Kampfe für das höchste Gut des Lebens hat jeder wehrhafte Mann zum Schwerte zu greifen.

Wir haben das Gesetz verkündet, welches die deutsche Volkswehr organisiert: Jede Stadt, jedes Dorf wird nach diesem Gesetze die waffenfähigen Männer von 18 bis 30 Jahren sofort unter die Waffen rufen; Schmach dem, der die Kraft hat und sich dem Vaterland entzieht.

Es gilt vor Allem, Baden und der Pfalz die Bruderhülfe zuzuführen. Aus allen deutschen Ländern mögen Freiwillige in Schaaren den Bedrängten zu Hülfe eilen. Deutsche! Duldet nicht, daß die Männer, die sich muthig für die Reichsverfassung erhoben, dem Reichsfeinde erliegen. Bedenkt, daß die Niederlage dieser Tapfern auch Euch das Loos der Knechtschaft bringt.

Zu den Waffen, deutsches Volk! Es gilt den heiligen Kampf für unsere Freiheit gegen schamlose Unterdrückung. Zeige der Welt, daß dein Herz groß wie dein Geist; zeige, daß das Herz Europas, das man erstorben wähnte, noch in Begeisterung schlage für die Freiheit.

Stuttgart, den 18. Juni 1849

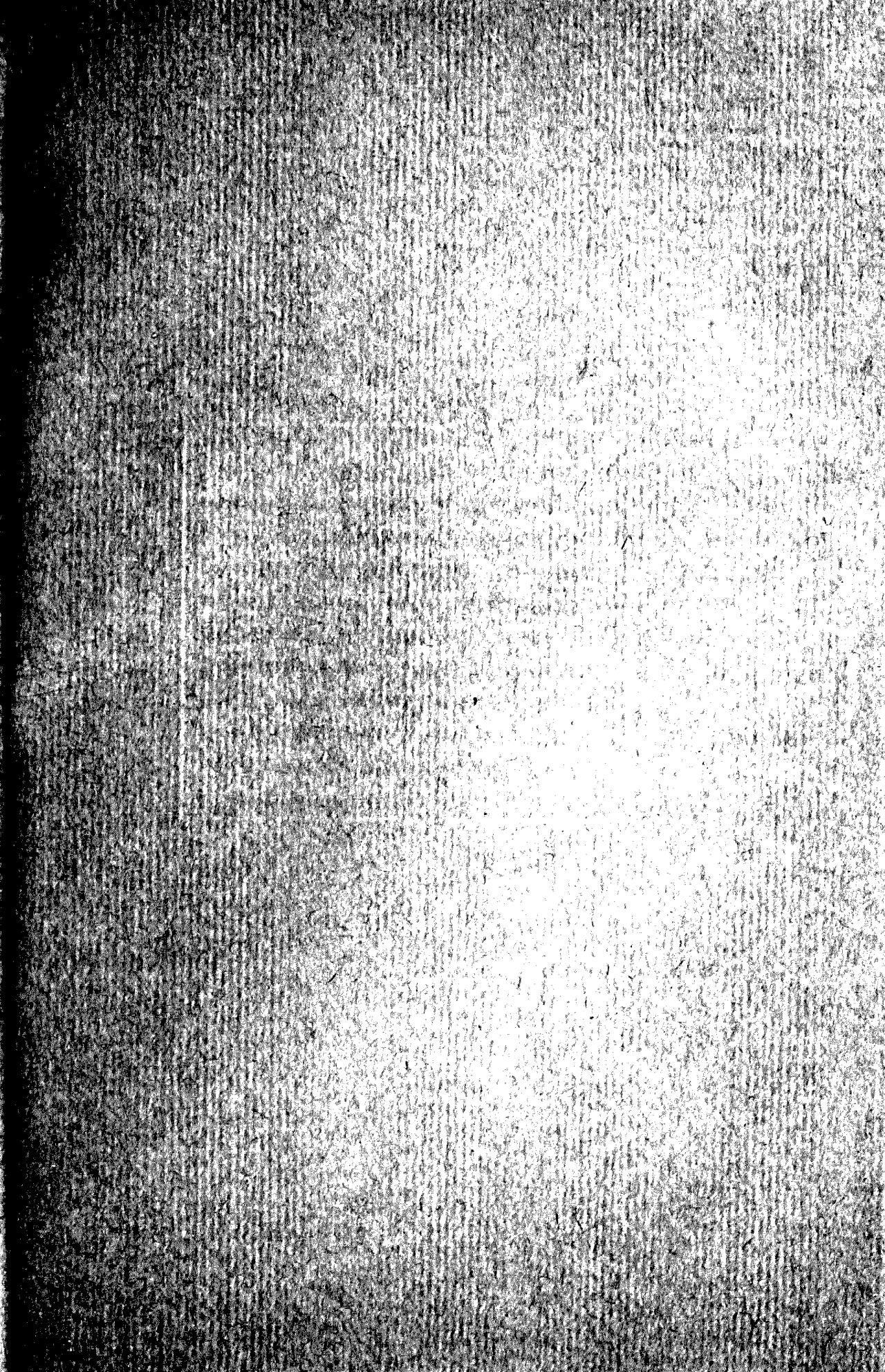
Die Reichsregentschaft:

Franz Raveaux, Karl Vogt, Friedrich Schüler, Heinrich Simon,
August Becher.

Da man nicht wußte, wo sich der seines Amtes Entsetzte zur Zeit aufhielt — war doch der abgedruckte Erlaß eine der allerletzten Amtshandlungen der Reichsregentschaft, da gerade an dem Tage seiner Unterzeichnung die Tätigkeit des Rumpfparlamentes durch die militärische Besetzung seines Sitzungssaals ihr Ende fand — so erhielt in einer Anlage die Universität die Weisung, da Vogt doch wohl einen Bevollmächtigten zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt habe, durch diesen oder auf anderem Wege ihm das Absetzungsdekret

zukommen zu lassen. Daraufhin ist es nach Bern⁸⁾ gesandt worden. Und von dort kam der Postschein an die Universität zurück mit dem Vermerk: „Erhalten, Bern, 12. Juli 49 C. Vogt“. Bei seiner damaligen Stimmung wird der noch im Bann der Politik Befangene dem Verlorenen keine Träne nachgeweint haben — und später vielleicht auch nicht.

⁸⁾ Wohl an Carl Vogts Vater, Dr. med. Philipp Friedrich Wilhelm Vogt, 1814—1835 Professor der Medizin in Gießen, 1835—1861 in Bern.



Die Gießener Hochschulgesellschaft dient der Pflege der Beziehungen zwischen Wissenschaft u. praktischem Leben. Sie will wissenschaftliche Bildung verbreiten und die Universität Gießen fördern. Die Mitgliedschaft (jährlich 10 Mark für ordentliche, 5 Mark für außerordentliche Mitglieder) wird durch Meldung bei der Commerz- und Privatbank in Gießen, Johannesstraße 17, erworben. Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ leitet Professor Dr. Alfred Böke, Gießen, Ludwigstraße 45